

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

BEGEGNUNG MIT STEFAN GEORGE
FRIEDRICH LIST IN PRESSBURG
UNGARN IM BLICKFELD EUROPAS

Übersetzt von Béla Pukánszky

Siebenbürgische Schlachtfelder
Die schicksalsreiche Stadt Pannoniens
Ungarn und die Schweiz
Die Eigenart ungarischer Volkskunst
Eckpfeiler Ungarn
Ungarn, die alte Bastion Europas

Gedichte von L. ÁPRILY, J. ERDÉLYI und Z. NADÁNYI

Bücher- und Presseschau — Ungarisch-Deutsche Gesellschaft

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST — LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:
Budapest, V., Arany János-utca 1.
Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:
DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:
Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.
Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift
gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
JOSEF STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

BEGEGNUNG MIT STEFAN GEORGE

VON LORENZ SZABÓ

Welche Dichter nennt die Literaturgeschichte „unfehlbar“? Offenbar solche, die ihre Gedichte meist mit grösster Sorgfalt schreiben. Die Bezeichnung an sich enthält eigentlich kein Werturteil: der unfehlbare Dichter ist allenfalls ein guter, ja hervorragender Dichter, womit aber nicht gesagt ist, dass er ein Genie sein muss, obwohl auch dies zutreffen kann. *Shakespeare* ist nicht unfehlbar, *Petőfi*, *Shelley* und *Verlaine* sind es ebensowenig. Dagegen kann man mit vollem Recht *Horaz* unfehlbar nennen und vielleicht auch *Alfred de Vigny*. Unfehlbar ist unter den ungarischen Dichtern auch *Árpád Tóth*, von *Desider Kosztolányi* aber kann dies nicht behauptet werden. Genies, die viel geschrieben haben, wie etwa *Goethe*, sind in ihren meisten Werken gleichfalls unfehlbar, dennoch haben sie auch weniger beachtenswertes hinterlassen. *Gautier* war gewiss kein bedeutender Dichter und doch nennt ihn sein Schüler *Baudelaire* unfehlbar, derselbe *Baudelaire*, der in der Tat „impeccable“ war, da unter seinen 160 Gedichten kein einziges misslungenes zu finden ist.

Unter den jüngstverstorbenen Grossen der europäischen Lyrik ist es vielleicht *Stefan George*, der vor allem unfehlbar genannt werden kann. Die genannten Namen deuten einigermassen auch den allgemeinen Charakter seiner Werke an. Der unfehlbare Dichter ist meistens Ästhet, überlegener Meister der Form und des Stils; daher ist Spontaneität nicht immer seine stärkste Seite. Es ist zur Gewohnheit geworden, die Kunst der „turris eburnea“ mit einiger Geringschätzung zu behandeln und ihr vorzuwerfen, dass sie kalt, gedanklich, leblos sei. Der Vorwurf ist vollkommen unberechtigt. Das unfehlbare Formgefühl der wirklich grossen Dichter-Künstler ist ja mit der Unfehlbarkeit auch auf anderen Gebieten ihrer Kunst gepaart, während die scheinbar gewandte, in Wirklichkeit aber gekünstelte Formbehandlung von Dichtern dritten Ranges, mag sie auch noch so vollkommen wirken, doch nur ein nichtssagender Schein bleibt. Die Grundlage eines wirklich unfehlbaren dichterischen Kunstwerkes ist der harmonische Einklang von vollkommener Form mit vollkommenem Inhalt; darüber hinaus kann dann das Werk einfach oder verwickelt, naiv oder gedankenüberladen sein. Alles wirklich Wertbe-

ständige findet seinen Platz im Heiligtum der Dichtung. Dies allein ist das Merkmal der grossen Dichtung und manchmal gehen die lebensvollsten Wirkungen gerade von dem „Elfenbeinturm“ aus.

Dies sehen wir auch bei George. Wegen einiger Wesenszüge seiner Gedichte und seiner Haltung sah man in ihm zuerst den „salben-trunknen Prinzen“, der „leicht sich schaukelnd seine Rhythmen zählt“. Allmählich aber stellte es sich heraus, dass dieser feine Meister der Sprache und verträumte Künstler durch seine Kritik und durch sein Beispiel epochemachend wurde. Der aus dem Rheingebiet stammende strenge, blasse und „schwer verständliche“ literarische Apostel wurde zu einer geistigen Macht, zum Führer des neuen Menschen, einer neuen Moral, einer neuen Welt. Allerdings trachtete er auch danach, unfehlbar zu sein, — ist es doch der Ehrgeiz eines jeden Künstlers, stets das Vollkommenste zu schaffen, — doch war die Unfehlbarkeit für ihn nur ein Mittel zum Zweck. Und vielleicht war er gar nicht unfehlbar, oder war er es nicht mehr, als die anderen, die ich erwähnte, oder als z. B. *Keats*, der — vorausgesetzt, dass man nicht alle seine Werke liest — lauter vollkommene Kunstwerke geschrieben zu haben scheint.

George wollte schöne und vollendete Gedichte schreiben; schon deshalb musste er mit der Zeit, in der er lebte, mit der Dichtung dieser Zeit in Widerspruch geraten. Um seine Bedeutung in dieser Hinsicht wirklich zu verstehen, müsste man ein Deutscher, ja ein deutscher Literaturhistoriker sein. Da jedoch die dichterische Entwicklung in den Kulturländern schon seit geraumer Zeit ähnliche Züge aufweist, können wir die Stellung, die George in der geistigen Entwicklung des Deutschtums zukommt, auf Grund ungarischer Beispiele dennoch gut nachfühlen. In Ungarn war es *Andreas Ady*, oder — um uns auf das engere Gebiet der sogenannten Kulturdichtung zu beschränken — *Michael Babits*, der den leichten und farblosen, überhaupt nicht persönlichen Dichtern der Jahrhundertwende gegenüber das Werk der früheren Grossen fortführend zeigte, wie aus der reichen ungarischen Sprache noch immer neue Ausdrucksmöglichkeiten herauszuholen sind. Von demselben toten Punkt hat George — soweit wir Aussenstehende dies beurteilen können — vor 40—50 Jahren die seichte, sentimentale, schein-klassizistisch-materialistisch-impressionistische deutsche Lyrik erneuert. Sein Wirken bedeutete Widerspruch und Neuerung, er hatte eine neue Art zu schauen und dem Geschauten Ausdruck zu verleihen; somit brachte er neuen Stoff und neue Stimmung. Welche waren aber die Quellen, aus denen er schöpfte? Es waren dieselben, aus denen alle Neuerer zu schöpfen pflegen: vor

allem seine gottbegnadete Begabung, dann die ihm wesensverwandte nationale Vergangenheit, der Geist des alten *Goethe*, der Geist *Hölderlins*, *Nietzsches* und schliesslich die ihm nahe stehende moderne, europäische Dichtung: die englischen Prärafaeliten und der Symbolismus der französischen Parnassien. Warum er gerade aus diesen Quellen schöpfte, ist Geheimnis und Schicksal seiner Persönlichkeit.

Anfangs verachtete er — wahrscheinlich mit Recht — die Zeit, in der er lebte, so sehr, dass er seine Werke nicht einmal der Öffentlichkeit preisgab. Seine ersten Bände erschienen, wie wir wissen, nur in einigen hundert Exemplaren, und waren mit eigenartigen Typen auf eigens zu diesem Zweck gewähltes Papier gedruckt. Eigentlich waren sie nur für einen engen Schriftsteller- und Freundeskreis bestimmt, für die Gruppe der „Blätter für die Kunst“, die wenigstens in ihren Zielsetzungen weit über dem Jahrmarktsgeschmack stand. George war schon seit etwa einem Jahrzehnt der oft bekämpfte, oft begeistert verehrte Führer der deutschen Dichtung, als Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien noch immer kein einziges Gedicht von ihm veröffentlichen durften. Höchstens in Vorwörtern konnte erwähnt werden, dass es bereits eine neue deutsche Dichtung gebe, die sich aber den Massen fernhalte. Erst als sich das Niveau der Lyrik, Kritik und des allgemeinen Geschmacks bedeutend erhöhte, erschienen die auch in ihrem Äusseren sehr feierlichen Bücher Georges auf dem Büchermarkt. Vielleicht hatte diese Zurückgezogenheit auch ihre übertriebene und zuweilen nicht ganz ernste Seite; doch ist dies belanglos und entzieht sich unserem Urteil.

George starb im Dezember 1932 im Alter von 65 Jahren, als einer der verehrtesten Vertreter der deutschen Lyrik. Er hatte eine schöne und immer höher steigende Laufbahn hinter sich, obwohl er bereits von Anfang an die Keime seiner späteren sittlichen Stellungnahme in sich trug. Er begann mit antiken, die Schönheit preisenden, blendenden Bildern, setzte seine modernen Erlebnisse in griechische, mittelalterlich-deutsche und östliche Stimmungen und Symbole um, dann schrieb er innige, idyllische und plastische Gedichte über die Schönheit der Natur und gab sinnbildliche Analysen verwickelter Seelenzustände. Später kam er dem heimatlichen Boden immer näher; auf leichte Lieder folgten ernste Zeitkritiken und dunkle Weissagungen, die Gedichte seines letzten Bandes aber sind in Stein gehauene düstere und vieldeutige Prophezeiungen über den Verfall der materialistischen, europäischen Kultur. Seit dem ersten Weltkrieg hat er kaum mehr geschrieben; seine letzten dichterischen Offenbarungen sind eine wundervolle Prophezeiung der deutschen Wiedergeburt.

Auf uns Ungarn, die wir in George den letzten, auch für die europäische Dichtung bedeutsamen, grossen Vertreter der deutschen Lyrik sehen, konnte er nur teilweise und verspätet wirken. In gewissem Masse war er eines meiner Vorbilder; ich mochte zwanzig Jahre alt gewesen sein, als ich mit ihm bekannt wurde. Er gab mir einige Anregungen und ich versuchte die Ausdrucksmöglichkeiten ins Ungarische umzusetzen, die er mich in seiner Sprache gelehrt hatte. Übrigens halte ich seinen Einfluss für eine Nebensache, denn hohe ästhetische Ideale und strenge Formgebung konnte ich — sofern diese überhaupt erlernbar sind — auch von anderen erlernen. Am stärksten wirkte auf mich sein strenger Kunstsinn und sein unerschütterliches Festhalten an seinen ästhetischen Grundsätzen. Die Welt, die er geschaffen hatte und mit sich ins Grab nahm, blieb mit seinem Volke innig verbunden; uns ist nur ein kleiner Teil seiner Werke wirklich zugänglich und in diesem sehen wir nicht das Kämpferische, sondern das Schöne, den „ewigen Genuss“. Die Werke grosser Dichter können stets nur teilweise zu wesentlichen Bestandteilen der gesamten Kultur werden.

Als ich achtzehn-zwanzig Jahre alt war, begann ich aus den Werken Georges zu übersetzen, doch veröffentlichte ich nur wenig davon. In den letzten Jahren, besonders seit dem neuen Krieg nahm ich diese Übersetzungen wieder hervor, vervollständigte und ergänzte sie. Bei der Übersetzung Georges stösst der Dichter stets auf unüberwindliche sprachliche Schwierigkeiten. Der schwere oder in hellen Farben glänzende, wie leichte Musik schwebende oder düstere und graue Stil und Tonfall Georges können — wie ich glaube — gut nachgebildet werden; die Übertragung der strengen, oft überraschenden, wuchtig und rein klingenden, zuweilen allzu eigenwillig virtuosenhaften Reimtechnik dagegen würde im Ungarischen die Vernachlässigung wesentlicherer Momente zur Folge haben. Auch die moderne Wortbildung aus alten deutschen Wurzeln kann bei der Übersetzung nicht beachtet werden. Wir brauchen die weiteren Schwierigkeiten hier nicht aufzuzählen; wer jemals eine solche Übersetzung versucht hat, ist sich damit im klaren, dass man aus den Werken Georges wahrscheinlich nur eine schöne ungarische Anthologie zusammenstellen kann. Ebenso wie etwa aus den Werken Robert *Brownings*. Vergessen wir nicht, dass viele seiner Gedichte zur Zeit ihrer Entstehung und im eigenen Lande weit mehr und wesentlich Neues bedeuteten, als sie heute in der Fremde bedeuten können. Auch für George gilt, was er selbst über Goethe sagte: vieles ist an ihm verblasst, was wir ewig nennen, und viel Neues steckt in ihm, was wir kaum noch ahnen.

FRIEDRICH LIST IN POZSONY (PRESSBURG)

DIE GRÜNDUNG DER MÜHLTAL-GESELLSCHAFT

VON GOTTFRIED FITTBOGEN*

1.

Aus dem Bericht von Franz Pulszky, dem wir die genauere Kenntnis von Lists Aufenthalt in Pressburg verdanken, wissen wir, welch starker Impuls von List auf Ungarn im Ganzen, auf Pressburg im Speziellen ausging (*Augsburger Allgemeine Zeitung*, 17. November 1844; abgedruckt: *Ungarn*, Mai 1941, S. 281).

List gab, insbesondere durch sein Werk *Das nationale System der politischen Oekonomie* vom Jahre 1841, der öffentlichen Meinung eine ganz neue Richtung. Diese neue Richtung war die Hinwendung zur Industrie. Lists Lehre vom Agrar-, Industrie- und Handelsstaat machte in Ungarn gewaltigen Eindruck. Es genügt nicht, dass ein Land Ackerbau treibt, und sei er auch noch so blühend; es kommt nicht zu wirklichem Wohlstand. Dazu bedarf es auch der Industrie und des Handels.

Seitdem stand Ungarn vor der Frage: bisher waren wir nur Agrarland. Wie kommen wir, und zwar möglichst schnell, zu einer eigenen Industrie? (Der Handel wird dann als Folgeerscheinung sich automatisch einstellen.)

Bei der Erörterung der einzelnen Massnahmen, die zu ergreifen seien, um dieses Ziel zu erreichen, ging man immer wieder auf List selbst zurück. Wenn auf dem Landtag des Jahres 1843—44 über die einschlägigen Fragen debattiert wurde, berief sich jeder auf List als Kronzeugen; anderthalb Jahre lang hallten die Säle der gesetzgebenden Körper (das ist: der Magnatentafel und der Ständetafel) von Lists Namen wider, so oft von Handel und Industrie, von Eisenbahnen oder Zöllen die Rede war. So wirkte List auf ganz Ungarn.

* Wir verweisen hier in dankbarer Erinnerung darauf, dass der unlängst verstorbene, besonders um die Volksforschung verdiente Verfasser nach seinem letzten Brief unserer Zeitschrift noch folgende Beiträge zu überlassen gedachte: *List und Kossuth*. — *List und der ungarische Schutzverein*. — *List und Mitteleuropa*.

Als List dann persönlich nach Ungarn kam, war der Boden in einer Weise vorbereitet, von der er selbst überrascht war.

Es war nur natürlich, dass auch in Pressburg selbst die Bürger der Stadt sich jetzt die allgemeine Frage vorlegten: was können wir tun zur Schaffung einer bodenständigen Industrie? und dass sie sie speziell auf Pressburg anwandten: welcher Zweig der Industrie ist für den Boden Pressburgs geeignet?

Es haben sich denn auch, wie Pulszky zu berichten weiss, tatsächlich „die angesehensten Bürger, Kaufleute und Industriellen der Stadt“ an List gewandt, um ihn über ihre städtischen Interessen zu konsultieren. Und aus Eigenem fügt Pulszky hinzu, „dass aller Wahrscheinlichkeit nach ein ungewöhnlicher Aufschwung der industriellen und kommerziellen Zustände unserer Stadt sich von Dr. Lists Anwesenheit unter uns datieren wird“. Als Pulszky diese Zeilen in Pressburg schrieb, am 11. November 1844, waren offenbar schon bestimmte Dinge in Vorbereitung.

Über ein Projekt, das noch während Lists Aufenthalt in Ungarn, bei seiner zweiten Anwesenheit in Pressburg, zustande kam, sind wir genauer unterrichtet. Dabei ist zweierlei auseinanderzuhalten. Der grosse Impuls, die „neue Richtung“ der Gedanken, stammt von List. Jedes einzelne Projekt verlangt die Anwendung des List'schen Gedankens auf einen Spezialfall. Wie weit die Individualisierung des Gedankens nun auch auf List selbst zurückgeht, ob sie von einem andern ausgeht, ob etwa List bei der Ausgestaltung des konkreten Projekts mitgewirkt hat oder nicht — das sind Fragen zweiten Ranges. Die Hauptsache steht fest: auch das Pressburger Projekt ist im Zeichen Lists entstanden.

2.

Bei dem Pressburger Projekt handelt es sich um die bessere Ausnutzung der Wasserkräfte des Weidritzbaches bei Pressburg und der dortigen Mühlen. Es bestanden dort neun Mühlen, die zum Teil noch aus dem Mittelalter stammten. Die Fragen, die jetzt an die Pressburger Interessenten herantraten, waren:

Erstens: lässt sich der Betrieb der *Mühlen* rationeller gestalten?

Zweitens: lässt sich die Weidritz auch als Basis für *weitere industrielle Unternehmungen* benutzen?

Wir können nur über das praktische Ergebnis der ersten Frage berichten: es war die *Pressburger Mühlthal-Aktiengesellschaft*, oder, wie sie kürzer genannt wurde, die *Mühlthal-Gesellschaft*.

Die Beilage der *Pressburger Zeitung*, die *Pannonia* vom 9. Dezember 1844, bringt einen eingehenden Bericht über die Gründung dieser Gesellschaft. (Die Mitteilung des Wortlautes dieses Berichts aus der *Pressburger Zeitung*, die Angaben über die Geschichte der Mühltaggesellschaft und andere Daten über das damalige Pressburg verdanken wir der Güte von Herrn Senior D. *Carl Eugen Schmidt* in Pressburg.) Wir bringen ihn zunächst im vollen Wortlaut; er teilt nicht nur die geschäftlichen Einzelheiten mit, er lässt auch das Milieu erkennen, in dem die Gründung zustande kam.

*Ankauf der Landmühlen im Weidritzer-Thal bei Pressburg.
Eine industrielle Unternehmung.*

Frisch Gesellen seid zur Hand,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.
Schiller.

Eisenbahnen, Dampfschiffe und die hierauf einschlagenden Unternehmungen bezeichnen die Periode unseres Jahrhunderts eben so bleibend, als die Buchdruckerkunst oder die erste vorhinein bestimmte Weltumsegelung Columbus' die vergangenen Jahrhunderte. Als man Napoleon, dem genialen Kolosse seiner Zeit, der selbst dem nach bestimmten Gesetzen vollendeten Getriebe unseres Erdgehäuses gebieten wollte, das Modell eines Lokomotivs zeigte, lächelte er zu dem kunstvollen Spielzeuge und war nicht der Ansicht, dass je der Gedanke zu realisieren sei; rückwirkend auf die Idee des Erdenkers entmutigte sein Ausspruch und das Ganze blieb vergessen und unbenutzt längere Zeit.

Heutzutage zweifelt wohl Niemand mehr daran, es müsste denn ein Debreziner Bauernjunge sein, der seit vielen Jahren auf die Ankunft des ersten Lokomotivs von Tag zu Tag vergebens wartend, endlich zur Überzeugung gelangt, Gevatter János hätte ihn wohl zum Besten gehabt und die Geschichte eines Dampfwagens müsse ein Märchen und alle, die einen solchen gesehen zu haben vorgeben, entweder Lügner oder Gespensterseher sein. — Was man vor kaum mehr als 30 Jahren, weil es Napoleon gesprochen, für unbezweifelt hielt, darüber lächelt man heute, wenn man es nicht gar für Dummheit erklärt.

Seit Bellonas kriegsschnaubende Rosse am westlichen Firmamente in das grundlose Meer gesunken, zogen Ceres und ihre Friedens-Schwestern segensbringend über die blutgetränkten Saaten und lenken milde das Zepeter der friedlich regierten Völker; nur die Ideen streiten noch um die Oberhand, alles drängt und regt sich, um an dem ehrenvollen, wenn auch schweren Kampfe teilzunehmen. Gewerbe und Industrie entfalten überall das Panier und um siegreich bei dem Wetteifer vorwärts zu kommen, pflanzen sie die Fahne auf, worauf man die Losung findet:

Verein.

So ungefähr räsionierte ich, aus dem hiesigen Casinovereine bei Gelegenheit der am 1. d. M. stattgehabten Versammlung kommend, und ich beeile mich auch den Lesern der *Pannonia* zu berichten, was mich hierzu anregte:

Unter dem Vorsitze Seiner Excellenz des Herrn p. t. *Grafen Franz Zichy senior* versammelten sich nach vorausgegangener Invitation viele hiesige Einwohner. Herr *G. Zechmeister*, genannter Bürger, Vorsteher der Sparkasse und mehrerer gemeinnützigen Anstalten, ein Mann, der stets das Herz auf der Zunge hat, wenn es sich um Ausführung des Edlen und Guten handelt, und wohl mit Recht das Vertrauen aller genießt, erklärte, es hätten mehrere Männer, ausgehend von der Idee, dass Entfaltung der Industrie für Pressburg nur wohlthuend werden könne, Vorbereitungen zum Ankaufe der nächst dem Eisenbründl gelegenen 9 Landmühlen getroffen, um durch Regulierung der daselbst zahlreich vorfindigen Wasser-Minen zur Anlegung verschiedener Gewerke und wohl möglich in der Folge auch bedeutender Fabriken, den erwünschten Grund und Boden zu erlangen. Damit jedoch alles das auch der allgemeinen Teilnahme zugänglich gemacht werde, sollen 1500 Actien à 200 fl. ausgegeben werden, um das mindestens hierzu nötige Betriebskapital von 300.000 fl. C. M. hereinzubringen. Der bekannte Nationalöconom *List* und viele hiesige Bürger und Notablen, die einem jeden grossartigen Unternehmen in Loco gewöhnlich vorangingen, waren auch hier durch bedeutende Subscriptionen als an der Spitze stehend verlesen. Seine Excellenz Herr Graf *Zichy* hielt hierauf einen gediegenen, auf praktische Erfahrung und technische Kenntnis sich basierenden Vortrag und machte wohlmeinend die Versammlung aufmerksam, es müsse vor Allem durch einen wahrhaft geschickten Hydrotechniker zuerst die Gewissheit gegeben werden, dass die Seele des ganzen Unternehmens, das Wasser, auch wirklich vorhanden und leitbar sei, indem hierauf Alles ankomme, wenn man auf günstige Erfolge rechnen wolle. Als jedoch die Befürchtung Sr. Excellenz durch die Gegenbemerkung, wenn auch nicht gehoben, doch beschwichtigt wurde, dass schon vorläufige Untersuchungen das günstige Horoscop gestellt haben, so wurde unter lebhaftem Zurufe zur Subscription geschritten, und 1510 Actien wurden in einer halben Stunde von den Anwesenden unterzeichnet.

Wenn hiernach sich auf die fernere Teilnahme in Bezug der Realisierung schliessen lässt, wenn die Leitung des Ganzen in die Hände praktisch erfahrener und gewissenhafter Männer fällt und die ursprüngliche einfache, aber kluge Idee ohne sonstige verlustbringende Nebenspekulationen beibehalten wird, so steht nur Günstiges und Vorteilbringendes zu erwarten. Die neun Mühlen sammt allem zugehörigen Boden werden um 131.000 fl. C. M. angekauft; einige davon sollen nach neuem Mahlsysteme umgebaut und darin das sogenannte *Kaisermehl* erzeugt werden. Im vorigen Jahre wurden hier nach amtlichen Quellen 80.000 Zentner *Kaisermehl* verbraucht, welches grösstenteils aus Bruck bezogen wird. Das ganze Weidritzer Tal eignet sich zu den grossartigsten Unternehmungen.

Dank jedenfalls allen den Männern, die als wahre Bürger zur Blüte der Stadt, zur Nachahmung im Lande, das Gutgemeinte anregen.

In der vorgestern¹ im Casino abgehaltenen Beratung wurde nach Verlesung und Guttheissung des Protocolls, Seine Excellenz der hochgeborene Herr Graf Franz Zichy v. Vasonkeö p. t. zum Präses der Gesellschaft erwählt. Das durch Se. Excellenz den Herrn Präsidenten vorgeschlagene provisorische Comité, aus 25 Mitgliedern bestehend, wurde allgemein angenommen und demselben die Vollmacht erteilt, die Contracte mit den jetzigen Eigentümern des Mühlthalgrundes zu realisieren; die Einzahlung der 10 Prozent durch den erwählten Cassier der Gesellschaft Herrn Theodor Edl, vom 15. bis 20. d. M. zu erheben; den durch Se. Excellenz vorgeschlagenen Hydrotechniker zu den einstweiligen Vorarbeiten zu berufen; mit den Inhabern des hiesigen Eisenbründels, im Falle diese Realität nicht über den Wert und leicht zu bekommen sei, zu contrahiren, und die vorläufige Ausarbeitung der Statuten zu besorgen, um selbe der nächsten Generalversammlung zur Guttheissung vorzulegen, bei welcher Gelegenheit auch die Wahl des Ausschusses mittels Serutiniums stattfinden soll. Se. Excellenz erklärte, durch das einstimmige Ansuchen bewogen, da ihm und seiner Familie das Wohl dieser kön. Freistadt am Herzen liege, in Anwesenheit seines Sohnes des hochgeb. Herrn Grafen Franz Zichy junior, Präsidenten des hiesigen k. Wechselgerichts und der hiesigen Sparkasse, für ihn versprechen zu können, das Vicepräsidium für die sich konstituierende Gesellschaft aufzunehmen. Herr Landes- und Gerichtsadvokat Ernst Hauser wurde zum Sekretär gewählt. Die Gesellschaft legt sich die Firma: *Pressburger Mühl-Thal-Aktiengesellschaft* bei. Statt den Anfangs projectirten 1500 Aktien werden, da die Subscription grösser ausfiel, 1600 Aktien ausgegeben, die bereits sämmtlich vergeben sind. Wer die erste Rate, 10 Prozent, d. i. 20 fl. C. M., nicht erlegt, hört auf Teilnehmer zu sein.

Soweit der Bericht der *Pannonia*.

3.

Wir fügen sogleich hinzu, was ein Brief aus Pozsony (Pressburg), der im *Pesti Hirlap* vom 22. Dezember 1844 mitgeteilt wird, zur Sache beizusteuern weiss: die Gründung der Mühlthal-Gesellschaft sei nicht Lists Verdienst. „List habe zwar dem Plane zugestimmt, habe auch an der entscheidenden Sitzung im Kasino am 1. Dezember teilgenommen und Aktien im Betrage von 25.000 Gulden gezeichnet. Allein da der Gedanke garnicht von List stamme, sei es seltsam, dass List An-

¹ Also in einer zweiten Versammlung, die einige Tage nach der ersten stattfand, spätestens am 7. Dezember (am 9. Dezember erschien der Bericht in der Zeitung).

spruch auf ein angemessenes Honorar erhebe, bloss weil er der Idee zugestimmt habe.“² Der Brief zeigt, dass List tatsächlich persönlich an der Gründungsversammlung teilgenommen hat, obwohl das im Bericht der *Pannonia* nicht gesagt ist (es hätte nahe gelegen, das zu erwähnen), er gibt den Betrag an, mit dem sich List an der Gesellschaft beteiligt hat (25.000 Gulden). Darf man diese Angabe für zuverlässig halten? Sollte List wirklich in der Lage gewesen sein, einen solchen Betrag zu zeichnen? Vor allem aber zeigt der Bericht und Brief, dass ernsthafte Meinungsverschiedenheiten über Lists geistige Mitwirkung bei der Gründung der Gesellschaft bestanden. Der Verfasser des Briefes leugnet Lists Mitwirkung geradezu, er ist ihm feindlich gesinnt.

Auf diese Unstimmigkeiten bezieht sich auch ein Briefentwurf Lists, der sich nur teilweise erhalten hat. Er ist gerichtet an den uns schon bekannten Präsidenten der Mühlthal-Gesellschaft, den Grafen Franz Zichy. Er lautet:³

Wien, ohne Datum.

Auf die Unterredung, die ich vor ungefähr drei Wochen⁴ mit Ihnen hatte, habe ich die Beantwortung einer mir unterm 7. Januar von einem Advokaten Hauser zugekommenen Schmähchrift in der bekannten Pressburger Mühlthalgesellschaftssache ausgesetzt, in der Hoffnung, von Ihnen, Herr Graf, Nachricht über Ihre Konferenzen mit diesem Herrn zu erhalten. Ich tat dies um so lieber, als ich eine sehr wichtige Arbeit in Händen hatte, welche durch die Erinnerung an die Pressburger Geschichte nur verzögert...

Der Entwurf bricht mitten im Satz ab. Eine Antwort des Grafen Zichy ist nicht bekannt. So wissen wir nicht, was aus der Sache geworden ist. Nur dies wissen wir: der Advokat Hauser, der die „Schmähchrift“ gegen List verfasst hat, ist der „Landes- und Gerichtsadvokat Ernst Hauser“, den die Gesellschaft in ihrer zweiten Sitzung zu ihrem Sekretär gewählt hatte. Er war, scheint es, die Seele der Gegnerschaft gegen List. Da war es für die Gesellschaft freilich schwer, in ein freundliches Verhältnis zu List zu kommen.

² Ladislaus Grossmann, Zeitschr. für d. gesamte Staatswissenschaft. 1930. II, S. 1197.

³ Lists Werke, Bd. VIII, S. 755.

⁴ Offenbar in Wien. Der genaue Zeitpunkt der Unterredung lässt sich nicht angeben. Wie es scheint, hat die Unterredung erst nach dem 7. Januar 1845, von welchem Tage das Schreiben des Advokaten Hauser datiert ist, stattgefunden; dann könnte Lists Brief erst im Februar geschrieben sein. Vielleicht Anfang Februar.

Während List daran arbeitete, die Quintessenz seiner Erfahrungen und Gedanken in einer grossen Denkschrift über die wirtschaftliche Zukunft Ungarns niederzulegen, musste er sich mit solchen un erfreulichen Dingen herumschlagen.

4.

Es bleibt nur noch übrig, ein Wort über die spätere Entwicklung der Mühlthal-Gesellschaft hinzuzufügen.

Ihre Aufgabe war, wie wir aus der Gründungsversammlung wissen, Kaisermehl, die beste Mehlsorte, in grossem Masstab zu erzeugen und dadurch den Bezug von auswärts unnötig zu machen. Zu dem Zweck sollten mehrere der neun Mühlen nach neuem Mahlssystem umgebaut werden. Tatsächlich ist das aber, so viel wir wissen, nur bei einer einzigen Mühle geschehen; sie wurde in eine Kunstmühle, d. h. in eine kleine Dampfmühle, umgewandelt.

Vier Teiche wurden als Sammelbecken errichtet und die Weidritz durch Schleusenwerke in einen Wild- und einen Mühlbach geteilt. Das Weidritztal wurde, insbesondere durch die Anlage der Teiche, zu einer landschaftlichen Schönheit.

Grosse Erfolge allerdings hat das Unternehmen nicht erzielt. Im Jahre 1865 bestand die Gesellschaft noch und hatte auch in der Stadt eine kleine Niederlage, wo ihre Mahlprodukte erhältlich waren; aber die Aktien trugen nichts. Völlig aus mit allem war es, als 1876 ein entsetzlicher Wolkenbruch alles verdarb, die Dämme der Teiche durchriss und die Schleusenwerke zerstörte.

Die Hoffnungen, die ihre Gründer auf sie setzten, hat sie nicht erfüllt. Vielleicht liegt das von vornherein an dem Geist, in dem der Advokat Hauser und seine Gesinnungsgenossen sie leiteten. Der grosse Zug scheint ihr von Anfang an gefehlt zu haben.

SIEBENBÜRGISCHE SCHLACHTFELDER

VON FRANZ JULIER

Das 1940 nach 22-jähriger Fremdherrschaft rückgegliederte Gebiet Siebenbürgens und jenseits der Theiss wurden dem Ungartum zur Zeit der Landnahme von Fürst *Árpáds* Führern *Töhötöm*, *Szabolcs* und *Tass* erobert. Damals zogen die ungarischen Heerscharen vom Stromgebiet der Theiss ins siebenbürgische Land. *Töhötöm* führte die rechte Kolonne durch das *Nyír-* und *Szilágy-*Gebiet, während *Szabolcs* und *Tass* dem *Szamos-*Tal entlang ins Gebiet der *Almás* eindringen. Im Tal dieses Flusses umzingelten und schlugen die ungarischen Truppen von zwei Seiten anstürmend, das Heer *Gyelos*, des Herren von Siebenbürgen zu jener Zeit. Nach der Legende schwuren die Unterlegenen beim Dorfe *Esküllö* den Ungarn Treue.

Von inneren Fehden abgesehen, herrschte nahezu zwei Jahrhunderte Friede in Siebenbürgen. Dann begann der Kampf gegen die Nachbarn im Süden und Osten, denen es sich nach diesem wertvollen Teil Ungarns gelüstete. Dieses bis in unsere Tage währende Ringen können wir zeitlich in drei Abschnitte einteilen. Der erste erstreckt sich von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf über 200 Jahre, als Siebenbürgen der Schauplatz der Einfälle der Kumanen, Petschenegen und Tataren war. Als zweiter Abschnitt kann die Zeit vom 14. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts betrachtet werden, als hauptsächlich Türken, ausser oder gleichzeitig mit ihnen aber auch Rumänen und habsburgische Truppen Siebenbürgen heimsuchten. Der dritte Abschnitt umfasst die letzten 200 Jahre mit dem Freiheitskampf *Franz Rákóczi* II., dem Befreiungskrieg 1848-49 und den in Siebenbürgen stattgefundenen Kampfhandlungen des Weltkrieges 1914-18.

Die Kämpfe des ersten Abschnittes spielten sich auf den 1940 rückgegliederten Gebieten ab, während im zweiten Abschnitt die Kriege, vor allem die ruhmreichen Schlachten der glanzvollen Hunyadi-Zeit, bei *Maros-Szt. Imre*, am *Brotfelde* und am *Eisernen Tor*, in dem Landesteil ausgefochten wurden, der noch unter rumänischer Herrschaft steht. Die Feldzüge des dritten Abschnittes hatten ganz Siebenbürgen zu ihrem Schauplatz.

Die kriegerischen Ereignisse sind so zahlreich, dass der uns zur Verfügung stehende Raum nicht einmal zur Aufzählung der Schlachten

und Gefechte ausreicht. Wir müssen uns damit begnügen, die auf dem 1940 rückgegliederten Gebiet geführten Feldzüge und bedeutendsten Schlachten kurz zu schildern.

Wir beginnen mit dem siebenbürgischen Feldzug Ladislaus' des Heiligen im Jahre 1068. Die Ursache des Krieges war der Einfall der schwarzen Kumanen nach Siebenbürgen; die Kerntuppen kamen über das Joch von Borgó, geringere Streitkräfte über die Pässe von Tölgyes und Gyimes. Den Anlass zu diesem Zuge der Kumanen gab der Umstand, dass sie, von den Petschenegen westwärts gedrängt, neues Land zu suchen gezwungen waren. Die Kumanen stürmten durch das Tal der oberen Maros und der Szamos, überfielen die Weidelandschaften von Szilágy und stiessen gegen das Nyírség und Érmellék vor. Hier befand sich die Domäne des Prinzen Ladislaus mit dem Herrnsitz Biharvár. Auf die Kunde vom Einfall versammelte Ladislaus unverzüglich die Heeresmacht der benachbarten und der an der Theiss und Donau gelegenen Komitate, im ganzen 12—15 Banner und folgte den Kumanen, die sich inzwischen zur Rückkehr entschlossen hatten. Sein Plan war, ihren Rückzugsweg bei der Meszeser Heide abzuschneiden und es gelang ihm auch seine Absicht zu verwirklichen. Ladislaus drang dem Berettyó-Tale entlang vor, und erreichte die Meszes-Heide vor den zurückweichenden Kumanen, die ihren Weg über das Nyírség nahmen. Der Feind schlug, um einem Treffen auszuweichen, einen Umweg über das Gebiet von Kővár ein, um das Land so über Beszterce (Bistritz) verlassen zu können. Dem im Szamos-Tal vorrückenden ungarischen Heere gelang es jedoch die Kumanen bei Kerlés im Tale der Sajó, zwischen Bethlen und Beszterce (Bistritz) einzuholen und zur Schlacht zu zwingen, in der sie völlig vernichtet wurden. Prinz Ladislaus, nach der Überlieferung *ein Recke von schönem Antlitz, mit stählernen Armen, von unbezwingbarer Stärke, der die Menge um ein Haupt über- ragte*, tötete allein vier Heiden und schlug auch einen fünften, der ihn mit einem Pfeilschuss verwundet hatte, nieder. Während der Verfolgung befreite er noch eine junge Ungarin und tötete den Entführer im Zweikampf.

Unvergessen bleiben die Verheerungen und Greuelthaten des *Tatareneinfalles* in Siebenbürgen. Der in mehrere Heeresgruppen geteilte Südflügel der nach Ungarn eingedrungenen Tatarenarmee überfiel Siebenbürgen unter dem Befehl des Fürsten *Kadán*, eines Enkels des verstorbenen *Dschingiskhan* und des Sohnes des obersten Khans der Tataren, *Ogotaj*. Der Kern der tatarischen Streitkräfte drang unter Kadán Mitte März 1241 über das Borgóer Joch, zwei andere Kolonnen über die Pässe von Ojtoz und Roten Turm in Siebenbürgen ein. Kadáns

Reiter zerstörten am 21. März Radna, am 3. April Beszterce (Bistritz) und zogen über Kolozsvár (Klausenburg), bzw. durch das Tal der Grossen Szamos und über Tusnád, mordend und plündernd gegen Nagyvárad (Grosswardein), das sie völlig verwüsteten. Wohl widerstand die Burg den Wurfmaschinen der Tataren einige Tage, doch konnte sie ihrem Schicksal nicht entgehen. Ebenso verwüsteten die über den Pass von Ojtoz und Roten Turm eingefallenen Tataren Kőhalom (Reps), Nagyszeben (Hermannstadt), Arad und viele andere Ortschaften. Kadán war es, der König *Béla IV.* bis an die dalmatinische Küste verfolgte.

Eine Kolonne der im Frühjahr 1242 wieder nach Osten zurückflutenden Tataren nahm ihren Weg über Siebenbürgen, das in dem schrecklichen Feldzug eine Trümmerstätte geworden war.

Das von den Tataren vollkommen zerstörte Nagyvárad (Grosswardein) war später oft auch das Ziel *türkischer Feldzüge*. Im Jahre 1474 erfolgte der erste Vorstoss, als das Heer König *Matthias' Corvinus* im schlesischen Feldzug kämpfte und dadurch der Süden des Landes von Truppen entblösst war. Die Armee des Paschas von Szendrő drang in Ungarn ein, durchquerte in Eilmärschen die Gebiete jenseits der Theiss und nahm das reiche und berühmte Nagyvárad (Grosswardein), das der Anfall unerwartet traf, am 7. Februar ein; ein Trümmerhaufen blieb zurück.

In den Annalen der gegen Siebenbürgen geführten feindlichen Raubzüge bleibt der des Jahres 1552 durch die beispiellosen Verwüstungen besonders bemerkenswert. Eine türkisch-tatarisch-rumänische Armee von 35.000 Mann stiess über den Pass von Ojtoz vor und verwandelte das Burzenland in eine Wüste.

Einige Jahrzehnte später, im Jahre 1598, hatte Nagyvárad (Grosswardein) die erste regelrechte Belagerung durchzumachen. Ein ungefähr 50.000 Mann starkes türkisches Heer zog, nachdem es Arad eingenommen hatte, gegen die Stadt und schloss sie am 29. September ein. Die Belagerung war ausserordentlich schwer. Der erste Sturm, am 11. Oktober, misslang. Am 17. Oktober liessen die Türken unter einer Festungsbastion eine Mine auffliegen; die Festungsmauern stürzten in einer Breite von 22 Ellen ein. Der darauf versuchte und mehrmals wiederholte Sturmangriff wurde jedoch von den Verteidigern zurückgeschlagen. Inzwischen war der Festungshauptmann *Georg Király* tödlich verwundet worden. Die Stürme wiederholten sich am 18., 20., 21., 22., 24. und 26. Oktober, doch keiner erreichte sein Ziel. Der letzte Angriff wurde von den Türken am 1. November durchgeführt. Da auch dieser erfolglos blieb, liessen sie von der Stadt ab und traten den Rückzug an. Die Belagerung hatte sie 13.000 Mann gekostet. Doch auch die

Verluste der Verteidiger waren schwer: von 4000 blieben nur 700 gesund und kampffähig. Die Bevölkerung sah in der Befreiung der Festung ein Wunder des Hl. Ladislaus, dessen Gebeine dort ruhen.

Auch das Jahr 1658 brachte harte Prüfungen. Türkische Banden durchzogen plündernd und raubend ganz Siebenbürgen. Marosvásárhely, Kolozsvár (Klausenburg), das Gebiet von Kővár, das Szilágyság, Bihar fielen ihnen zum Opfer, die Vorstädte von Nagyvárad (Grosswardein) gingen in Flammen auf.

Der schwerste Schlag traf diesen Landesteil im Jahre 1660: Nagyvárad (Grosswardein), das zeitgenössische Chroniken *ein Paradies auf Erden* nannten, fiel in die Hand des Feindes.

Das Unglück trug sich folgendermassen zu: Eine türkische Armee zog durch das Érmellék und das Szilágyság von Debrecen gegen Kolozsvár (Klausenburg), um *Georg Rákóczi II.* Auflehnung gegen den Sultan zu rächen. Der Fürst stellte sich dem Feinde bei Szászfenes, westlich von Kolozsvár (Klausenburg). In der Schlacht blieben die Türken siegreich und der tapfere Fürst wurde schwer verwundet. Barhäuptig — der Helm war ihm beim Sprung über den Fenesbach vom Haupte gefallen — geriet er ins Handgemenge, machte zwar einige Feinde nieder, erhielt jedoch selbst vier schwere Wunden. Wohl schlugen ihn seine ungarischen Reiter aus der Masse der Türken heraus, sein Zustand war aber so besorgniserregend, dass man ihn auf einem Wagen sofort nach Nagyvárad (Grosswardein) brachte. Hier erlag er nach einigen Tagen seinen Wunden.

Nach der Schlacht bei Szászfenes begannen die türkischen Truppen mit der Belagerung Nagyvárad's (Grosswardein). Matthäus *Balogh*, der Festungskommandant, verteidigte die wichtige Feste mit 900 Männern. Unter den Unterführern befand sich auch ein *Stefan Tisza*. Die Festung musste nach 45 Tagen hartnäckigen Widerstandes, nachdem der grösste Teil der Offiziere und zwei Drittel der Mannschaft gefallen war, kapitulieren; vor allem darum, weil ein Artilleriemagazin in die Luft geflogen war; die Explosion vernichtete den grössten Teil der Munition und tötete zahlreiche Verteidiger. *Stefan Tisza* war der Unterhändler, der mit den Türken über die Bedingungen der Übergabe verhandelte. Es gelang ihm, ausserordentlich ehrenvolle Bedingungen zu erreichen; die Besatzung durfte u. a. das Domarchiv und die Buchdruckerei mit sich nehmen; ausserdem verpflichteten sich die Türken die Abgaben Siebenbürgens herabzusetzen und keine anderen festen Plätze mehr zu besetzen. Die Nachwelt vergass die heldenhaften Verteidiger. Der hervorragende ungarische militärische Fachschriftsteller Oberst *Eugen von Gyalókey* schreibt: „Die Tragik der Verteidiger liegt nicht darin,

dass sie in einem ungleichen Kampfe unterlagen, sondern dass die undankbare Nachwelt ihnen die wohlverdiente Anerkennung versagte, obgleich die gesamte zeitgenössische Kulturwelt ihrem Heldenmute aufrichtige Bewunderung zollte. Denn während den Verteidigern von Szigetvár, Eger (Erlau), Drégely, Temesvár und so vielen anderen Städten und Festungen Kunst und Dichtung in edlem Wettstreit mit der Geschichtsschreibung schönere und bleibendere Denkmäler gesetzt haben, als es Standbilder aus Erz sind, vermehrt die kleine Schar der Verteidiger von Nagyvárad (Grosswardein) nur die Zahl der namenlosen Helden. Ihre Gebeine ruhen in unbekanntenen Gräbern, ihr Name und die Erinnerung an sie sind aus dem Bewusstsein der Nation verschwunden“.

Einige Jahre später, 1664, versuchte *Ladislaus Rákóczi* mit 200 Getreuen einen Handstreich gegen die Stadt. Sein Versuch misslang und er selbst fand auf dem Felde den Tod.

Im Spätherbst 1691 begann der bekannte Feldherr Markgraf *Ludwig von Baden* mit der Belagerung der Stadt. Er erzielte auch gewisse Teilerfolge; allerdings wurde er durch den harten Winter gezwungen die Belagerung aufzuheben, doch hielt er die Feste stets im Auge. Der im Frühjahr wieder aufgenommene Kampf um die Stadt wurde nach fünf Wochen erfolgreich abgeschlossen: am 6. Juni war die Festung wieder frei, nachdem sie 32 Jahre unter feindlicher Besetzung gelitten hatte. Papst *Innozenz XII.* sang, nachdem er die Freudenkunde vernommen hatte, ein feierliches Tedeum.

Auch im Freiheitskrieg *Franz Rákóczis II.* spielte die Stadt eine bedeutende Rolle. Die Kurutzen drangen unter der Führung *Nikolaus Bercsényis* am 6. August 1703 in den Vorort *Váradolaszi* ein, und drängten die kaiserlichen Truppen unter schweren Verlusten in die Festung zurück. Später hielt die Stadt der Kurutzenoberst *Andreas Boné* längere Zeit im Auge, doch gelang es ihm nicht sie zu erobern.

Im Innern Siebenbürgens kam es zwischen Kaiserlichen und Kurutzen gleichfalls zu Kämpfen. *Rákóczi* dehnte seine Herrschaft vorübergehend über den grössten Teil Siebenbürgens aus, nur der von den Sachsen bewohnte südliche Streifen blieb im Besitz der kaiserlichen Armee. Eine der bedeutendsten Schlachten des Krieges wurde im November 1705 bei *Zsibó* geschlagen, wobei das Kriegsglück die kaiserlichen Truppen begünstigte. Die Folge des Treffens war, dass die Freiheitskämpfer den ganzen nördlichen Teil Siebenbürgens verloren, doch gelang es dem Kurutzengeneral *Lorenz Pekry* 1706 das verlorene Gebiet wieder zurückzuerobern. Glorreich schlug sich 1708 in Siebenbürgen auch der Kurutzengeneral Graf *Alexander Károlyi*. Der hervorra-

gende Feldherr zeichnete sich auch nach dem Freiheitskriege aus, als er 1717 die letzte Tatarenhorde, die einen Einfall nach Siebenbürgen versuchte, entscheidend schlug. Im Türkenkrieg 1716—17 wurde nämlich vom Feinde ein tatarisches Korps in der Stärke von 20.000 Mann in der Moldau aufgestellt. Das kaiserliche Oberkommando rechnete mit einem Angriff dieser Truppen und beauftragte daher Károlyi mit der Organisierung der Abwehr; zu diesem Zwecke wurden ihm das Aufgebot des Adels und die kleineren Besatzungstruppen jenseits der Theiss zur Verfügung gestellt. Károlyi beantragte, um der drohenden Gefahr vorzubeugen, eine Expedition in die Moldau, doch wurde sein Vorschlag abgelehnt. Im August begannen die Tataren, wie vorauszusehen war, mit dem Angriff, und brachen über das Radnaer Joch ein; bald erreichten sie über Beszterce (Bistritz) und Dés das Gebiet um Szatmárnémeti und Nagykaroly. Nun begann der Gegenangriff Károlyis. Die Tataren zogen sich nach Máramaros zurück, wo sie dann vernichtend geschlagen wurden. Mehrere Tausend von ihnen blieben auf der Walstatt, mehr als 7000 Christensklaven gewannen die Freiheit wieder. Die Truppen Károlyis erbeuteten 8000 Pferde. Prinz *Eugen* sprach Károlyi für die klugen Massnahmen und die umsichtige Leitung der Aktion sein Lob und seine Anerkennung aus.

Die militärischen Handlungen in Siebenbürgen bilden ein besonderes, glänzendes Kapitel des Freiheitskrieges der Jahre 1848—49. Wie hoch österreichische Militärkreise die Kriegführung der Honvéd in diesem Gebiete bewerteten, bezeugt folgende kleine Geschichte. Vor dem Weltkriege wurde ernstlich erwogen, Siebenbürgen zu befestigen. Eine grosse militärische Komission, unter der Führung des Kommandierenden Generals von Nagyszeben (Hermannstadt), bereiste die Grenzgebiete. Es gab mancherlei Ansichten, was und wie zu befestigen sei. Nach den Besichtigungen fand sich die Komission in Marosvásárhely ein, um ihre Beobachtungen und Vorschläge in einem Bericht zusammenzufassen. Da geschah es, dass der Kommandierende General, auf das Denkmal General *Bems*weisend, sagte: „Schade ums Papier! Dieser Mann hat gezeigt, wie man Siebenbürgen verteidigen soll!“

Als der Freiheitskampf begann, war die militärische Lage für die Ungarn hoffnungslos. Die ungarischen Verbände bestanden aus 4000 Mann Infanterie, 1300 Mann Kavallerie und 16 Kanonen, im Szeklerland waren vier Brigaden der Nationalgarde erst im Entstehen begriffen. Die österreichischen Truppen waren in *vielfacher Übermacht*, ausserdem zählte der sächsische und rumänische Landsturm mehrere zehntausend Mann. Sämtliche grösseren Städte, mit Ausnahme von Kolozsvár (Klausenburg) und Marosvásárhely befanden sich in der Hand der

Österreicher. Als diese Übermacht konzentrisch gegen Kolozsvár (Klausenburg) vorrückte, führte der Honvédmajor Czecz die schwachen ungarischen Truppen gegen die nordwestliche Grenze Siebenbürgens, wo er sie bis Mitte Dezember auf der Linie Csucsá-Zilah-Zsibó-Nagybánya gruppierte. Dies war die Lage, als General Bem am 16. Dezember 1848 in Szilágysomló das Kommando über die inzwischen auf 12½ Bataillone, 11 Husarenschwadronen und 24 Kanonen gewachsene kleine ungarische Armee übernahm. Allerdings bestand die Hälfte der Bataillone aus der Nationalgarde, die nur mit Sensen bewaffnet war. Dennoch zog Bem am 20. Dezember los, um Kolozsvár (Klausenburg) zu nehmen. Nachdem er den Feind, der sich ihm bei Csucsá, Zsibó und Dés stellte, in sämtlichen Gefechten geschlagen hatte, rückte er am Weihnachtstag in die Stadt ein. Dann begann er die Verfolgung des Gegners, der sich gegen Osten zurückzog, und schlug ihn am 28. bei Bethlen, am 31. bei Naszód (Nösen) und Beszterce (Bistritz), am 3. Januar 1849 bei Tihuczi und besetzte am 5. Januar Dorna Watra in der Bukowina. Nun kehrte er um, um den Szeklern in ihrer schweren Lage zur Hilfe zu eilen.

Ausserordentlich lehrreich ist von militärischem Standpunkt aus Bems nun anschliessender Winterfeldzug im Januar 1849. Am 6. begann er seinen Marsch mit 6 Bataillonen, 8 Husarenschwadronen und 4 Batterien vom Borgóer Joch und erreichte am 13. Januar Marosvásárhely. Die österreichische Besatzung ergriff im letzten Augenblick die Flucht. Bem hielt einen Ruhetag und zog dann gegen Nagyszeben (Hermannstadt). Hieher beorderte er auch die schwache Brigade des Oberstleutnants Czecz, der in Torda stationierte. Mehr Kräfte konnte er von Nordsiebenbürgen nicht abziehen, da dort die aufständischen Rumänen in Schach gehalten werden mussten.

Auf halbem Wege zwischen Marosvásárhely und Medgyes (Mediasch) versuchte eine österreichische Brigade Bem aufzuhalten, die von dem Honvédoberst Mikes geführte Vorhut brach jedoch den Widerstand der Österreicher. Am 21. Januar griff Bem das Armeekorps der Kaiserlichen an, das Nagyszeben (Hermannstadt) verteidigte. In dem schweren Kampfe, der lange unentschieden hin und her wogte, fiel der tapfere Oberst Mikes und auch Bems Adjutant fand den Heldentod. Bem führte die Honvédtruppen in Stellungen bei Szelindek, nördlich von Vizakna, zurück. Als er hier am 24. Januar von dem österreichischen Korps angegriffen wurde, gelang es ihm, sich des Feindes zu erwehren, ja er verfolgte sogar den nach Nagyszeben (Hermannstadt) zurückweichenden Gegner bis Vizakna, wo er herannahende Verstärkungen erwarten wollte. Anfang Februar verschoben sich jedoch

die Kräfteverhältnisse bedeutend. Von der Walachei aus zogen zwei russische Brigaden in Brassó (Kronstadt) und Nagyszeben (Hermannstadt) ein, was die österreichischen Truppen dazu benutzten, alle ihre Kräfte gegen Bem zu konzentrieren. In der Infanterie vierfach überlegen, griffen sie am 4. Februar Bems Stellungen an. Bem vermied jedoch ein entscheidendes Treffen und wich gegen Szászváros (Broos), dann, nachdem er die Brigade *Kemény* bei Piski zurückgelassen hatte, am 7. Februar gegen Déva aus. Während des ganzen Marsches fanden blutige Nachhutkämpfe statt. *Petőfi* besang diese Kämpfe in einem herrlichen Gedicht: „Vier Tage donnerten die Kanonen über Vizakna und Déva, jeden Fussbreit Bodens tränkte ungarisches Blut...“

Bei Déva stiessen Verstärkungen zur Armee Bems; er verfügte nunmehr über 6700 Mann Infanterie, 1000 Mann Kavallerie und 28 Kanonen, zu denen noch die Brigade *Kemény* zu zählen ist. Gegen diese schlugen die Österreicher am 7. Februar los. Ein heftiger Kampf entbrannte um die Sztrigy-Brücke; sie fiel in die Hände des Feindes, wurde jedoch im Gegenangriff durch die Honvédtruppen wieder genommen. Die Kaiserlichen zogen sich schliesslich nach Nagyszeben (Hermannstadt) zurück.

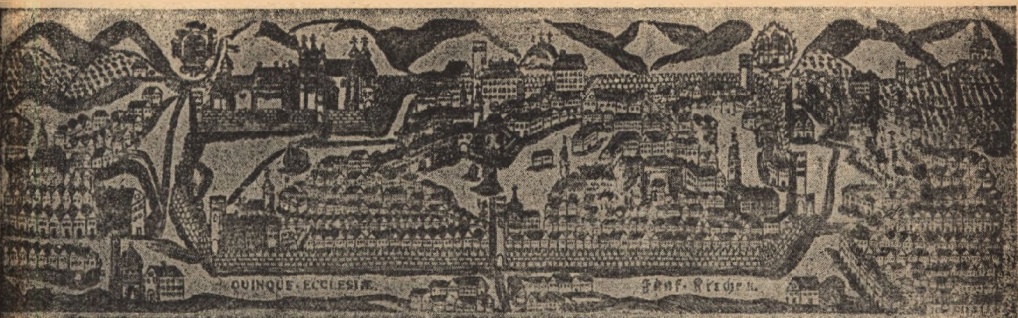
Am 10. Februar begann Bem seine Gegenoffensive. Er schlug eine feindliche Brigade bei Alvinc in die Flucht, und marschierte, Nagyszeben nicht beachtend, dem Maros- und Grosskokeltal entlang, nach Medgyes (Mediasch), das er am 15. in Besitz nahm. Inzwischen war der Feind, aus der Bukowina aufmarschierend, wieder in Beszterce (Bistritz) eingedrungen. Den Kern seiner Truppen in Medgyes (Mediasch) zurücklassend, rückte Bem am 17. gegen Beszterce (Bistritz) nur mit einer Brigade vor, eroberte am 21. Februar die Stadt und kehrte wieder nach Medgyes (Mediasch) zurück. Hier kam es zwischen 3. und 5. März mit dem österreichischem Armeekorps, das von Nagyszeben (Hermannstadt) vorrückte, zur Schlacht. Lange tobte das Treffen unentschieden, schliesslich brach Bem den Kampf ab und bezog Stellungen bei Segesvár (Schässburg). Am 9. März begab sich der ganz aussergewöhnliche Fall, dass Bem den ihn umfassenden Feind einfach stehen liess und über Medgyes (Mediasch), also die vorherige Stellung des Gegners in Gewaltmärschen gegen Nagyszeben (Hermannstadt) vordrang. Am 12. März kam er ins Weichbild der Stadt und schlug die zur Verteidigung herangezogenen österreichischen und russischen Verbände. Der Feind floh in den Roten Turm-Pass, liess aber 21 Kanonen in den Händen der Honvédtruppen zurück. Auf die Kunde von der Schlacht bei Nagyszeben (Hermannstadt) wich das bei Segesvár (Schässburg) so überraschend ohne Gegner gebliebene kaiserliche Korps gegen Brassó

(Kronstadt) zurück. Der nachrückende Bem holte es am 18. März bei Feketehalom ein und schlug den Feind, der sich über den Pass von Tömös in die Walachei zurückzog. Schon gab es keinen feindlichen Feldherrn, der von Bem nicht geschlagen worden wäre. Nur die russische Brigade, die sich über den Roten Turm-Pass wieder hervorwagte, war noch unschädlich zu machen. Dies geschah am 26. März; damit war Siebenbürgen vom Feinde völlig befreit.

Wie ein reinigendes Gewitter waren Bems Truppen über Siebenbürgen hinweggebraust. Er selbst hatte in drei Monaten zu Pferde und Wagen ungefähr 2000 Km zurückgelegt. Seine militärischen Handlungen teilen sich in sechs Abschnitte: 1. Rücknahme Kolozsvárs (Klausenburgs), 2. Vorrücken von hier nach Dorna Watra, 3. blitzschnelles Vordringen von Dorna Watra über Marosvásárhely und Vizakna bis Déva, 4. ebenso schnelles Handeln in umgekehrter Richtung bis Borgóprund, 5. Vorstoss von Borgóprund nach Medgyes (Mediasch), 6. Sprung von Segesvár (Schässburg) nach Nagyszeben (Hermannstadt), von dort nach Brassó (Kronstadt) und schliesslich wieder zum Roten Turm-Pass.

Es gibt in Siebenbürgen wohl kaum einen Ort, wo 1849 ungarische und Szekler Honvédsoldaten nicht gekämpft hätten. Jede Stadt, jedes Tal, jeder Berg erinnert an ihre Heldentaten. Nur die Kämpfe der Jahre 1916—17 erstreckten sich auf ein ähnlich grosses Gebiet. Diese Kämpfe des Weltkrieges sollen in seinem zweiten Aufsatz behandelt werden.

Ungarische Siebenbürgen



DIE SCHICKSALSREICHE STADT PANNONIENS

VON PAUL ZOLTÁN SZABÓ

Wie das menschliche Antlitz, so trägt auch eine Stadt Züge der Zeit und des Schicksals an sich. Sie ist ein lebendiger Organismus, eine Schicksalsgemeinschaft, getragen von Landschaft und Klima, erhaltend oder zerstörend arbeiten an ihren Mauern die Jahrhunderte. Im allgemeinen ist jede Stadt ein Individuum, das landschaftlich und historisch nirgends in derselben Form auftritt und sich nie wiederholt. Daher ist es lohnend, das Bild der Stadt Pécs (Fünfkirchen) in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verfolgen. Um den Vergleich mit dem menschlichen Organismus weiter zu führen, sei noch erwähnt, dass auch die Stadt, wie der Mensch, Familie, Verwandtschaft und Ahnen besitzt.

Unsere Stadt wurde von einem europäischen Volk vor zweitausend Jahren gegründet. Der Altphilologe Eduard *vitéz* Mészáros stellte fest, dass der älteste Name *Sopianae* keltischen Ursprungs sei. „In der Gegend von Pécs siedelte sich eine Volksgruppe an, die einst in dem ehemaligen Gallien an den Ufern des heutigen Flusses Suipe wohnte. Der Fluss Suipe hiess in keltischer Sprache Supia, oder Sopia. An seinem Ufer lag eine gleichgenannte, auch in römischer Zeit blühende Ortschaft. Auch südlich von Pécs, im heutigen Kroatien liegt eine Ortschaft, die den Namen Sopia (Sopje) trägt. Es ist daher anzunehmen, dass ein aus Gallien nach dem Osten strömendes keltisches Volk dieses Gebiet besiedelte. Zahlreiche Funde aus diesem Zeitalter

sprechen von einer keltischen Einwanderung. Sie tragen die Merkmale der Hallstätter und La Tène-Kulturperiode. Der beste Beweis hierfür ist der in der Nähe der Stadt liegende Jakobsberg, an dem noch heute der keltische Wallbau zu sehen ist. Die Wälle umfassen eine Fläche von fast einem halben Quadratkilometer. Diese und die Grabhügel enthalten die älteren und jüngeren Denkmäler der keltischen Kultur. Die Festung diente jedoch nicht zu ständigem Aufenthalt, sie war nur bei Gefahr eine Zufluchtstätte für das Volk mit all seinem Hausgeräte, daher baute man die langen Wälle zur Aufnahme von Menschen und Tieren. Der Jakobsberg besteht hauptsächlich aus permischem Sandstein, woraus man leicht Trinkwasser fassen kann. Auch heute gibt es hier noch zwei Brunnen und einen Fischteich. Eine grössere Anzahl von Menschen konnte man hier nur im äussersten Notfall beherbergen.

Der Jakobsberg war eine keltische Burg; in ihrem Bezirk lebte das Volk von Sopia. Sie war südlich durch eine steile Bergwand, nördlich durch mächtige Wälder geschützt. Die militärische Bedeutung des Berges stieg, als die römischen Legionen vor zweitausend Jahren ins Savetal eindringen. An der südlichen Ecke der Bergwand wurden für die Wache Nischen in den Sandstein gebaut. Von hier aus beobachteten die Soldaten die Berghöhen des fernen Papuk-Gebirges, wo man Feuerzeichen gab, wenn die römischen Legionen von der Save aus gegen die Drau vordrangen. Die Kelten wurden von den Römern nach Jahrhunderte langen Kämpfen besiegt. Die römischen Münzen, die man in den Wällen fand, kündeten eine neue Epoche an. Die Römer wussten die keltischen Bewohner für die römische Reichsidee und römische Kultur zu gewinnen. An dem sonnigen Bergabhang entstanden der Reihe nach Kolonien. Zuletzt wurde der ganze südliche Hügel des Mecsek-Gebirges zu einer fast zusammenhängenden Kette römischer Villen und Siedlungen. Man bezeichnete daher diese fruchtbare und reiche Landschaft mit der Plural-Form *Coloniae Sopianae*, weil Sopianae nicht eine einzige Siedlung war, sondern der Sammelname zahlreicher Siedlungen mit romanisierten Einwohnern. Auch archäologische Funde bezeugen dies. Am südlichen Fuss des Jakobsberges entstanden mit Statuen und prachtvollen Schnitzereien geschmückte Villen. Doch wurden diese bald von den Siedlungen östlich vom Jakobsberg übertroffen, da dieser Teil eine günstigere geographische Lage hatte. Durch die Pax Romana hatte die Burg auf dem Berg ihre Bedeutung eingebüsst. Südlich vom Jakobsberg gab es wenig Trinkwasser, es fehlte auch an gutem Baumaterial. Degegen war der Boden in östlicher Richtung fruchtbarer. Man baute hier Wein an. Die römi-

schen Meister schnitzten mächtige Weintrauben auf die Altäre und Sarkophage der Weinbauern. Im Wappen des Komitates Baranya ist auch heute noch eine riesige Weintraube zu sehen, die von zwei Männern auf einer Stange getragen wird. Im ganzen südlichen Pannonien findet man in der Stadt die besten Kalksteine zum Löschen. Auch die besten Bausteine und den feinsten mediterranen Lehm zum Ziegelbau gibt es hier, die Sandgruben sind leicht auszubauen und der Wald reicht bis zum Flachland herab. Aus dem schneeweissen sarmatischen Kalkstein verfertigte man kunstvolle Reliefs und Säulenköpfe. Aus dem Kalkstein an dem Bergabhang, der hundertzwanzig Meter über dem Flachland liegt, bricht eine mächtige Karstquelle hervor, die auch im Hochsommer täglich sechshundert cbm Wasser gibt, bei Regenwetter sogar sechzigtausend cbm.

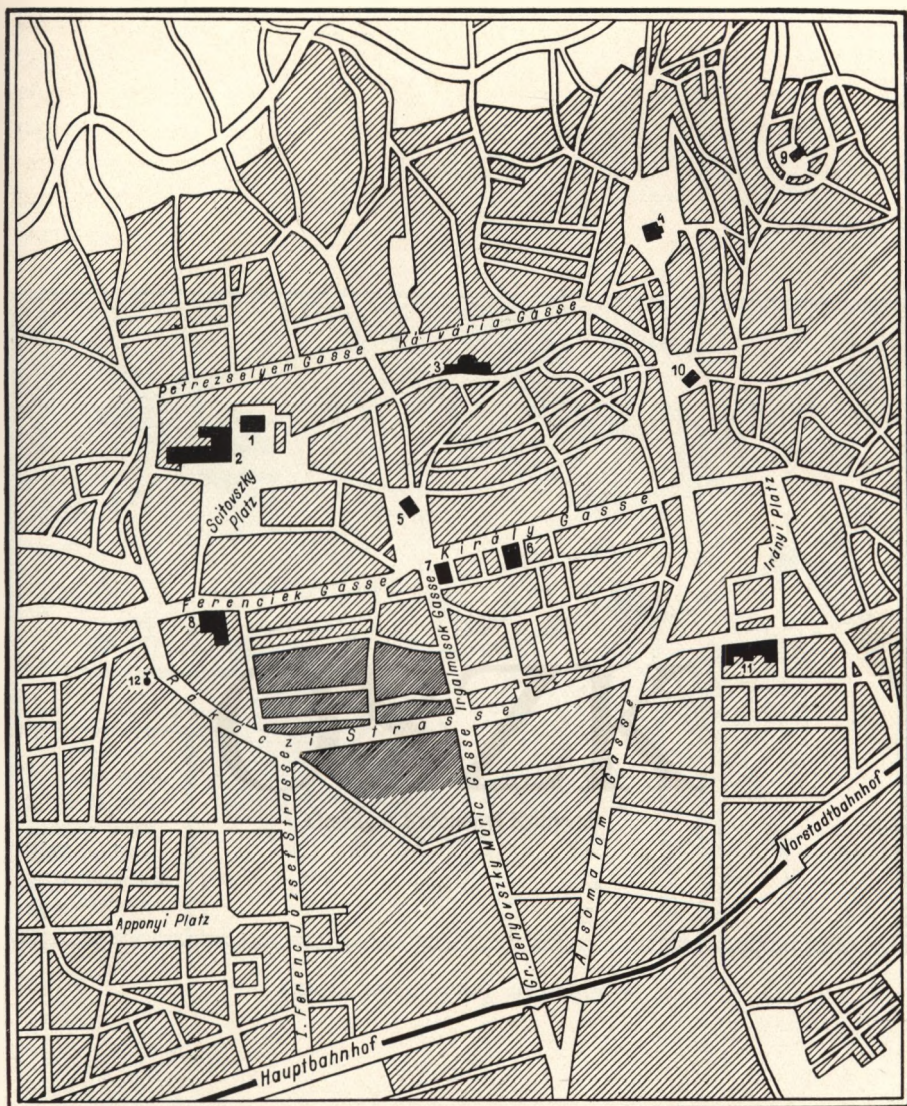
Die südlich liegenden sonnigen Abhänge, die klaren Bergquellen und das gute Baumaterial kamen den römischen Siedlern wie gewünscht. Diese natürlichen Gegebenheiten waren zugleich die Voraussetzungen zur Entstehung einer Stadt; sie entstand in der Tat und besteht trotz ihrer wandlungsreichen, oft schweren Geschichte auch heute noch.

Zur Zeit der Römer hatten hier Jupiter und Juno ihre Tempel, bei denen die Bewohner ihre Toten verbrannten. Von der christlichen Zeit an wurden die Toten in Steinsärgen oder in farbig gezierten Grabkammern beigesetzt. Aus den Ruinen der römischen Gebäude wurde die Stadt an derselben Stelle immer wieder neu aufgebaut. Durch die Ausgrabungen kommen heute Grundmauern und gezierte Steine ans Licht. Auf die einstige Grösse der Siedlung weist aber der riesige Friedhof aus altchristlicher Zeit. Über die Gräber der Heiligen und Märtyrer wurden als Grabmale Kirchen und Basiliken gebaut. Diese standen auf dem heutigen Domplatz oder in seiner nächsten Umgebung. Dieser Platz hat seine religiöse Bedeutung noch heute beibehalten. Auf Grund der Forschungen unseres Bauingenieurs, Gyula Gosztonyi wurde vermutlich auch die Unterkirche der heutigen Kathedrale auf römische Grundmauern aufgebaut. Somit stellt die Kathedrale die Kontinuität der christlich-europäischen Kultur dar. In der Mitte des westlichen Flügels stand die altchristliche *cella trichora*, südwestlich die *cella septichora*. Die Planung dieses letzteren Bauwerkes ist einzigartig, man findet sie nirgends in Europa wieder. Diese Ruinen, selbst der Friedhof, wurden im Laufe der Jahrhunderte verschüttet. Heute jedoch wissen wir bereits, dass der Friedhof eine Fläche von einem Quadratkilometer umfasste. Gerade der Friedhof, der eine grosse

Anzahl von römischen Gräbern birgt, bezeugt, dass hier eine grosse und blühende Stadt lag.

Auf Grund der Forschungen des städtischen Musealdirektors Gyula Török wissen wir, dass die Stadt in der Römerzeit nicht auf den Hügeln lag, sondern sich gegen Westen und Süden auf der Ebene ausbreitete. Auf den Hügeln standen zwischen blumigen Wiesen und Bäumen nur die Kirchen, Grabkammern und Kapellen der frühchristlichen Zeit. Hier kreuzten sich fünf wichtige römische Verkehrsstrassen; die erste führte von Pécs nach Eszék (römisch Mursa genannt) zur Draubrücke, die zweite über Szombathely (römisch Savaria genannt) und über Wien nach Regensburg (Regina), die dritte nach Győr (Arrabona), die vierte in der Richtung nach Szöny (Brigetio), die fünfte in nordöstlicher Richtung nach Aquincum, dem heutigen Budapest. Die Bedeutung dieser Strassen lag damals nicht so sehr in der Abwicklung des wirtschaftlichen Verkehrs, als in der Übermittlung geistiger Strömungen. Als zwischen Byzanz und Rom der grosse politische und kulturelle Bruch eintrat, blieb unsere Stadt auch weiterhin im Bereich der römischen Kultur. Als im 4. und 5. Jahrhundert infolge der Völkerwanderung das römische Reich zusammenbrach, blühte die Stadt auch weiter noch, und konnte geschützt durch die Donau und Drau ihre römische Religion und Kultur bewahren. Ihrer günstigen Lage und Bodenbeschaffenheit war es zu verdanken, dass zur Zeit der Völkerwanderung hier keine so grosse Verarmung eintrat, wie in den übrigen Gebieten Pannoniens. *Theodorich d. Gr.* liess die Grabkammern auch hier öffnen und die Gold- und Silberschätze daraus sammeln, „denn — wie die zeitgenössischen Quellen berichten — es wäre eine Sünde den Toten das zu überlassen, womit man den Unterhalt der Lebenden sichern kann“. Trotzdem blieb der römische Friedhof auch weiterhin bestehen, ja man entdeckte hier sogar awarische Gräber. Auch die vornehmen Awaren konnten sich dem Zauber der Stadt nicht entziehen. Darüber sprechen die zahlreichen Funde der Umgebung, die awarischen Ursprungs sind und eine prachtvolle Ornamentik zeigen. Noch zur Zeit der ungarischen Landnahme stand der altchristliche Friedhof hoch in Ehren, weshalb der erste ungarische König *Stephan der Heilige* an dieser Stelle die mächtigste ungarische Kathedrale erbauen liess. Von den klassischen Überlieferungen durchdrungen liess er im Jahre 1009 auch das während der Völkerwanderung aufgehobene Bistum der Stadt neu errichten.

Aufgabe und Sendung der Stadt war Pflege und Erhaltung des klassischen Geistes. Damals vertrat diesen Geist allein die Kirche. In



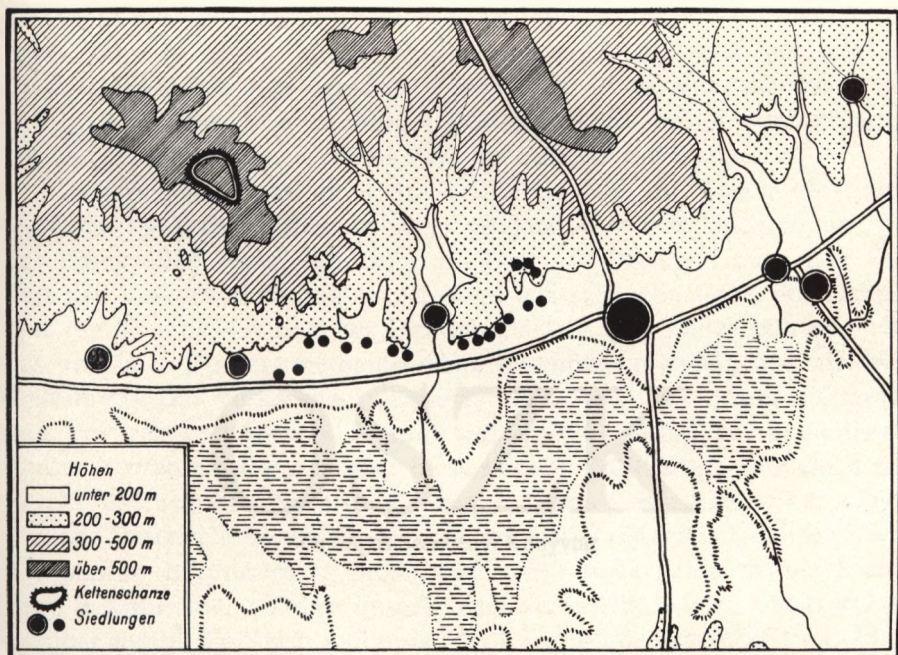
PLAN DES GEGENWÄRTIGEN KERNGEBIETES DER STADT

(Der schwarz schraffierte Teil: Wohngebiet der altrömischen Stadt)

- | | |
|---|---|
| 1. Dom | 7. Rathaus |
| 2. Bischofspalais | 8. Franziskanerkirche und Kloster |
| 3. Komitatsbaus | 9. Marienkirche |
| 4. Allerheiligenkirche, 12. Jh. | 10. Augustinerkirche, einst Türkentempel |
| 5. Pfarrkirche der inneren Stadt, 16. Jh. | 11. Universität |
| 6. Stadttheater | 12. Minarett im Klinikenhof,
gegenwärtig Kapelle |

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Sopiane und Umgebung zur Römerzeit

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

diesem Sinne ändert sich auch der Name der Stadt. Der plurale Sammelname, Sopianae verliert seinen Sinn, da die prachtvollen Siedlungen und Anlagen an den südlichen Hügeln zerstört wurden, und nur die von der Natur am meisten begünstigte sopianische Siedlung weiterblühte, die an Stelle der heutigen Stadt gelegen war. So erhielt die Stadt nach den fünf Kirchenbauten, die aus der Ferne zu sehen waren, den Namen *Quinque Ecclesiae*, *Quinque Basilicae*. Diese Kirchen standen am Bergabhang, vermutlich an der Stelle des alten römischen Friedhofs. Da die Reisenden sich nach ihnen orientierten, nannte die Stadt jeder in seiner Muttersprache. So wurde aus dem lateinischen *Quinque Ecclesiae* das deutsche *Fünfkirchen* und das slawische *Pet Crkve*. Nach der Ansicht einiger Sprachwissenschaftler stammt auch der ungarische Name *Pécs* aus dem slawischen *Pet Crkve*.

Tacitus schreibt an einer Stelle: „Wenn man die Römer vertriebe, — wovor uns die Götter behüten mögen — würde auch ihnen nur der Krieg aller gegen alle übrig bleiben“. — Dies traf auch ein. Zur Zeit der Völkerwanderung verschwand das römische Geld, die Sicherheit der Produktion und der Handel. Paläste und Bäder stürzten ein, das verarmte Bürgertum baute seine bescheidene Behausung aus den Trümmern. Das Völkerchaos zerstörte alles. Zwischen Hunnen, Germanen, Awaren und Slawen konnte *Quinque Ecclesiae* seine römische Kultur bewahren, die sich aber bloss auf den frühchristlichen Geist der Kirche beschränkte. Nach dem Zusammenbruch der Awarenherrschaft trat das fränkische Reich als Schirmherr des Christentums auf. Im Jahre 847 weihte *Liuprammus*, Erzbischof von Salzburg auf seiner Rundreise in Pannonien auch in unserer Stadt eine Kirche ein. Die Urkunde darüber nennt die Stadt *Quinque Basilicae*. Bald darauf, 869 fiel Pannonien von der bayrischen Kirche ab. Griechisch-slawische Missionare kamen aus dem Balkan und vertrieben die bayrischen Priester. *Cyryll* und *Method* bauten die slawische Kirche aus. Die römische Kulturlandschaft verschwand, Hirtenvölker aus dem Balkan besetzten die einst fruchtbaren Gebiete. Sie wollten die politische und religiöse Macht der Franken nicht anerkennen. Die steigende Macht der Slawen im Süden und im Norden wurde immer drohender. Süd- und Nordslawen reichten einander gerade in Pannonien bereits die Hand, als vom Osten her ein neues Soldatenvolk, das Magyarentum auftauchte. Als Verbündeter Kaiser *Arnulfs* stürzte das ungarische Heer das mährisch-slawische Reich *Swatopluku* noch zur rechten Zeit. — Die erste Waffenbruderschaft des Deutschtums und Ungartums war für Europa entscheidend. Die Vereinigung der Nord- und Südslawen wurde auch später immer wieder durch das deutsch-ungarische Bündnis vereitelt.

Die Ungarn nahmen zum ersten Male im Laufe der Geschichte das ganze Karpatenbecken in Besitz, in dem bereits der römische Kaiser *Marc Aurel* eine wirtschaftlich-politische Einheit erblickte. Diese konnte indessen erst durch den ungarischen Fürsten *Árpád* verwirklicht werden. Europäisches Bildungsgut wurde diesem Raum seit je her durch Norditalien und das Donautal zugeführt. Die Bedeutung dieser beiden Kulturstrassen erkannte der erste Ungarnkönig, der seinen Staat mit fester Hand in abendländischem Geiste ausbaute. Auch unserer Stadt fiel in diesem Staatsgebilde wieder eine bedeutende Rolle zu.

Bei der Landnahme besiedelte der grösste Teil des Magyarentums den westlichen Teil des Donaubeckens, Pannonien. Im Rahmen des neuen ungarischen Staates blühte die Stadt wieder auf. König *Stephan* gliederte Ungarn der abendländischen Kulturgemeinschaft ein, wobei ihm auch das hier neu errichtete Bistum als wichtiges Bildungszentrum diente. Aus den ersten Jahrhunderten der ungarischen Staatsgeschichte möchte ich nur zwei kulturhistorisch bedeutsame Ereignisse hervorheben, die sich auf die Stadt beziehen. Zunächst die Gründung der Universität im Jahre 1367 durch König *Ludwig d. Gr.* Das 14. Jahrhundert ist in Mitteleuropa überhaupt die Zeit der Universitätsgründungen: den deutschen Hochschulen in Prag, Krakau und Wien folgt in geringem zeitlichen Abstand die unserer Stadt.

Nach der von Papst *Urban V.* herausgegebenen Stiftungsurkunde „wurde nach sorgfältiger Erwägung die Stadt... unter den anderen Städten des Landes als zur Erziehung der Jugend besonders geeignet und brauchbar ausgewählt, und nicht nur für Ungarn und die Stadt wurde dadurch mit väterlicher Gesinnung gesorgt, sondern auch für den Fortschritt der Völker der Nachbarländer; so haben wir auf das Ersuchen des grossen Königs *Ludwig* im Rate der christlichen Brüder beschlossen, in der Stadt *Pécs* eine Universität zu errichten, die auf ewige Zeiten fortbestehen soll“. — Die Universität der Stadt *Pécs* diente somit nicht nur zur Heranbildung der ungarischen Jugend, sondern auch dem geistigen Fortschritt der Nachbarvölker. Man versteht dies, wenn man in Betracht zieht, dass es damals bis Konstantinopel keine Stadt gab und dem orthodoxen Byzanz gegenüber *Pécs* die äusserste Pflegestätte der abendländischen Kultur im Südosten war. Der abendländisch-christliche Geist schuf auch eine zweite bedeutsame Kultureinrichtung der Stadt, ein Armenspital, das seinen Namen von der heiligen *Elisabeth* aus dem *Arpaden*hause erhielt und bereits im Jahre 1393 bestand.

Die Grundlage der blühenden Kultur bildete ein reiches bürgerliches Leben. Mit dem Ausbau des ungarischen Staatswesens nahm auch die öffentliche Sicherheit zu, gutes Geld wurde geprägt und der Ackerbau eingeführt. Zur Steigerung der Produktion fanden Handwerker und Kaufleute aus Deutschland, Frankreich und Italien willkommene Aufnahme. Die Könige gewährten ihnen wichtige Privilegien. Die alten Römerstrassen belebten sich wieder. Pécs war eine Brückenkopfstadt der Drau, da der Weg über die Draubrücke unmittelbar in unsere Stadt führte. Nach der berühmten Strasse von Buda nach dem Süden, nannte man den östlichen Teil der Stadt die Vorstadt von Buda. Westlich führte die Strasse von Szigetvár in die Stadt, die dem Verkehr vom Westen her diente. Hier kamen die Kaufleute von Italien und dem oberen Donautal zusammen. Mehrere von ihnen liessen sich in der Stadt nieder und gründeten blühende Kaufhäuser, die lebhaften Geschäftsverkehr mit dem Balkan unterhielten. Im 12. und 13. Jahrhundert gab es zwischen Konstantinopel, unserer Stadt und Regensburg eine wichtige Handelsstrasse. Der Verkehr auf dieser liess erst nach, als sich die Schifffahrt auf der Adria immer mehr entwickelte und Venedig mit den dalmatinischen Städten den Handel zwischen Osten und Westen übernahm. Die Bedeutung der Stadt kann durch Urkunden nicht bezeugt werden, da diese in der Türkenzeit vernichtet wurden. Nur die Stadtmauern legen Zeugenschaft ab.

Wollen wir die Bedeutung der Stadt nach dem Gebiet beurteilen, das die mittelalterlichen Mauern umfassten, so war Pécs zweifellos die grösste Stadt Ungarns im Mittelalter. Hier schlossen nämlich die Mauern einen Raum von 697.000 qm ein. Gleichzeitig finden wir in Wien innerhalb der Stadtmauern nur einen Raum von 592.000 qm. Dies erklärt die altungarische Redewendung: *Magyarnak Pécs, németnek Bécs*, d. h. „dem Ungarn Pécs, dem Deutschen Wien“. Pécs war somit im Mittelalter eine verhältnismässig grosse europäische Stadt.

Im Siegel der mittelalterlichen Stadt ist eine kleine Abbildung des Domes zu finden, und das Schildwappen zeigt eine von Mauern umschlossene Stadt am Abhang des Mecsek-Gebirges, rechts und links von Weingärten und dem dicht an den Stadtmauern fliessenden Bächlein *Tettye* begrenzt. Dies ist in wesentlichen Zügen die Stadt...

Der mächtige Dom wurde wahrscheinlich auf römischem Grund, nach dem bekannten ungarischen Kunsthistoriker *Tibor Gerevich* „... auf dem von Leichen der alten Christen geweihten Boden eines römischen Friedhofes mit altchristlichen Gräbern und Kapellen gebaut“. Das andere Wahrzeichen der Stadt, das sich im Wappen zeigt, ist das Bächlein *Tettye*. Östlich von der Stadt (in 240 m Seehöhe), 120 m

über der Ebene entspringt eine Karstquelle, deren Wasser im Mittelalter zum Treiben von Mühlen benutzt wurde. Daher wurde der Talzug längs des Baches in den Urkunden „vicus Malomszeg“, d. h. Vorstadt Mühlwinkel genannt. Da die Wasserkraft im Mittelalter für jedes Handwerk von äusserst grosser Bedeutung war, fassten die Mühlen in einer Länge von 1 km die beiden Ufer ein. Aus der weiteren Umgebung wurden Wolle, Tierfelle, Weizen und Holz zur Verarbeitung hergeführt. Die blühende Industrie schuf auch einen regen Handel. Wann diese Industrie-Vorstadt entstand, können wir nicht genau feststellen. Bereits im Jahre 1157 bestand die Allerheiligenkirche, die als ihre Pfarre gelten durfte. Um sie lag auch der Friedhof der Altstadt. Die Wassermühle ist eine Erfindung der Römer; so darf wohl angenommen werden, dass ihre Anwendung noch aus der Römerzeit herrührt. Der *Codex Theodosianus* aus dem 4. Jahrhundert gewährte den Besitzern der Wassermühlen bereits Vorteile im Wassergebrauch den übrigen Gewerbetreibenden gegenüber, sofern die Wassermühlen an offenen Wasserleitungen standen. Ob dies auch in der ungarischen Zeit der Fall war, kann wegen Mangels an archäologischen Funden leider nicht nachgewiesen werden.

Ein drittes Bild im Wappen unserer Stadt stellt einen mit Weinreben bepflanzten Bergabhang dar. Die ganze Südseite des Berges ist mit Wein- und Obstgärten bedeckt. Der Weinbau wurde hier zur Zeit des Kaisers *Probus* eingeführt und seither hatten die Weinprodukte stets ihren guten Ruf bewahrt. Die Keller waren innerhalb der Stadtmauern. Die Häuser der Altstadt waren zumeist ebenerdig, die Keller aber wurden mehrere Stockwerke tief in die Erde eingebaut. Heute werden die Weine in den Kellerhäusern der Weingärten gelagert und die alten Keller als Luftschutzräume benutzt.

Die Türkenherrschaft vernichtete die bestehende blühende Kultur und richtete sich nach eigenem Bedürfnis ein. Die Jahrhunderte der Türkenkämpfe sind eben der überzeugendste Beweis für den tiefverwurzelten europäischen Geist der Stadt. Nachdem diese wiederholt in Brand gesteckt worden war, konnte sie von Sultan *Soliman* im Jahre 1543 erobert werden. *Mustafa Dselalzade* berichtet über sie, dass sie „eine dem Paradies ähnliche, grosse, alte Stadt ist und die ganze Umgebung aus Gärten und Rosenhainen besteht“. Die benachbarte kleine Festung, Szigetvár leistete noch bis 1566 tapferen Widerstand und verhinderte dadurch die Ausbreitung der türkischen Macht nach dem Westen. Hundertfünfzig Jahre dauerte der unerbittliche Kampf des Ungartums im Schutz seines Landes. Hätte unser Volk das Europäertum nur als äussere Tünche auf sich genommen, so hätte es sich mit

den Umständen leicht abfinden können, wie es die Balkanvölker taten. Das Ungartum verhielt sich anders: das Volk, das zur Zeit des Königs *Matthias* 4 Millionen zählte, schmolz in zweihundert Jahren zu 1 Million zusammen. Tod, Sklaverei, und Flucht waren sein Los.

Die christlich-abendländische Kultur nahm mehr und mehr ab, und von Schritt zu Schritt drängte sich östliche Roheit hervor. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fand hier noch Spuren europäischer Kultur. *Lampe* schreibt: „*Pecsini illustre collegium habebant primi reformatores*“. Und die öffentliche Meinung des Landes befasste sich lange mit dem „Disput von Pécs“, zwischen dem Unitarier Georg *Válaszúti* und dem reformierten Matthäus *Skaricza*. Das südlichste Ausbreitungsgebiet der Reformation liegt in der nächsten Nähe unserer Stadt; es ist der rein ungarische Siedlungsboden *Ormánság* in der Draugegend.

Nur eine einzige christliche Kirche wurde ausserhalb der Stadtmauern auch während der Türkenherrschaft verschont: die alte Allerheiligenkirche. Es gab eine Zeit, als alle drei Konfessionen ihren Gottesdienst in dieser Kirche hielten. Die Stadt bewahrte ihren ungarischen Charakter bis zum Jahre 1572. Die Steuerregister des türkischen Fiscus enthalten nämlich die Namen sämtlicher steuerpflichtiger Christen, die ausnahmslos ungarisch sind. 1577 beginnt die Ansiedlung slawischer Stämme aus dem Balkan. 1629 konnten in der Stadt 1000—1100 Häuser gezählt werden; die Anzahl der Einwohner ist auf 4—5000 zu setzen.

Der Türke richtete sich innerhalb der Stadtmauern ein. Die christlichen Kirchen wurden in Moscheen verwandelt. So entstand auch die grösste Dschamie Südosteuropas aus den Steinen der Bartholomäus-Kirche auf dem Hauptplatz. Ausserdem gab es noch sieben Moscheen, wahrscheinlich auch sechs mohammedanische Klöster. Ferner gab es fünf Medressen, d. h. türkische Schulen, in denen der Koran gelehrt wurde, drei Grabkapellen und drei öffentliche Bäder. Die Vergangenheit aber konnte auch von den Türken nicht vertilgt werden. Die Stadtteile behielten ihre ungarischen Namen, und die Türken lernten ungarisch. Der türkische Schriftsteller *Evlia Cselebi* schreibt in seinen Reiseerinnerungen: „Die auf Raub und Streifzüge ausgesandten Kämpfer ziehen ungarische Kleider an und gehen weit über die Grenzen in Ungarn hinein. Zierlich und verständlich sprechen sie die ungarische Sprache... Viele lesen sogar auch persisch“.

Das Äussere der Stadt veränderte sich völlig, die Natur aber wirkte belebend fort. Nach zeitgenössischen deutschen Schriftstellern war Pécs „eine reiche türkische Handelsstadt“. *Evlia* erwähnt auch, dass er

längs der Achse der inneren Stadt vierhundert Kaufläden errichtet sah, in denen er auch die berühmten Waren Indiens und Jemens fand.

Die Mühlen standen ausserhalb des Tores von Buda (Ofen) an beiden Ufern des Tettye-Baches. Die Werkstätten der türkischen Gärber waren weithin berühmt. Saffian- und Korduanleder, Tuchsorten, Stoffe, Seidenwaren wurden hier hergestellt. Auch der Wein war ein gesuchtes, die Sorgen und den Kummer verscheuchendes Mittel der Zeit. Moslim und Christ tranken ihn in gleicher Weise. Der Tatarenkhan *Ghazi Girai* schrieb in unserer Stadt im Winter 1603 seine berühmte Ode: „Wettkampf von Wein und Kaffee“. In den Nachlassinventaren werden meist Weinfässer erwähnt. *Evlia* schreibt, dass er im Hause des Alajbegs an einem Tage siebenundvierzig Birnenarten gekostet habe. Auch die Pfirsiche aus Kumár und die grosskörnigen, schwarzen Maulbeeren galten als kostbare Früchte. Im Jahre 1639, als die Nachricht von der Eroberung Babylons eintraf, wurde zum grossen Jubel der Soldaten freie Plünderung gestattet, und wieder waren es Weinkeller, denen sich die „rechtgläubigen“ Soldaten zunächst zuwandten. Die wirklich frommen Mohammedaner waren nicht beliebt. „In dieser Provinz — schreibt *Evlia* — galten Musik, Saus und Braus, Kerker, Henkertod, Unterdrückung, Metzerei nicht als Schande.“ Es gab in dieser blutigen Zeit ein bewegtes Leben. Blut und Musik fanden sich auf seltsame Weise zusammen. Die schönsten ungarischen Lieder entstanden. Ein eigenartiger Zug legte sich in der ungarischen Seele fest: einerseits hochgespannte Lebensfreude, anderseits tiefe Trauer und Schwermut. Wir haben dafür im Ungarischen ein eigenartiges Wort: *sírvavidás*, das am besten mit den Worten *Goethes* wiedergegeben werden könnte: „Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt“.

Der Rückeroberung der Stadt gingen blutige Kämpfe voraus. Die Einwohnerschaft flüchtete sich in die Wälder und Höhlen des Mecsek-Gebirges. Im Winter 1686 zeigte sich kein einziger Bürger in der Stadt, nur deutsches, ungarisches und kroatisches Militär. Erst allmählich kehrte die Einwohnerschaft unter die Trümmer wieder. Der Mangel an Arbeitskräften war selbstverständlich gross. Vom Frühjahr 1687 an kamen die ersten, nach Habsburg-Ungarn entflohenen ungarischen Familien, in noch grösserer Anzahl deutsche Ansiedler. Rechnen wir auf eine Familie fünf Mitglieder, so kann die Zahl der Einwohner im Jahre 1689 auf 3000 geschätzt werden. Die Volkszugehörigkeit der Einwohner war sehr verschieden. Auch die mit der Zeit magyarisierten Türken blieben zurück. *Haas* schreibt im Gedenkbuch der königlichen freien Stadt Fünfkirchen (1852), dass während zwei Jahren nach der Rückeroberung der Stadt 2200 Türken getauft worden seien. Nach der

Angabe Franz *Pinzgers* mussten die Jesuiten den Katechismus noch im Jahre 1690 in türkischer Sprache erklären. Die orthodoxen Slawen wurden im Jahre 1692 verpflichtet, sich zur katholischen Kirche zu bekennen. Auch deutsche Richter wurden als führende Beamte der Stadt gewählt. Die Auseinandersetzungen zwischen der deutschen, raitzischen und ungarischen Bevölkerung hatten teils konfessionelle, teils aber auch politische Gründe. Der kaiserliche Hof in Wien gewährte nämlich der deutschen Bevölkerung gegenüber der ungarischen bedeutende politische und wirtschaftliche Vorrechte, was das an sich schon geplagte Ungartum nur schwer ertragen konnte. Elend und Jammer wurden durch die Pestseuche noch gesteigert. Die Kurutzentruppen *Rákóczi's* suchten die Stadt heim, da diese dem kaiserlichen Hof treu blieb und vernichteten zunächst Gut und Leben der deutschen Bevölkerung. Kaum zogen sie fort, kam der österreichische General *Herberstein*, als Führer der von ihren Popen gehetzten Raitzen, und richtete ein Blutbad unter den Ungarn und Geistlichen an.

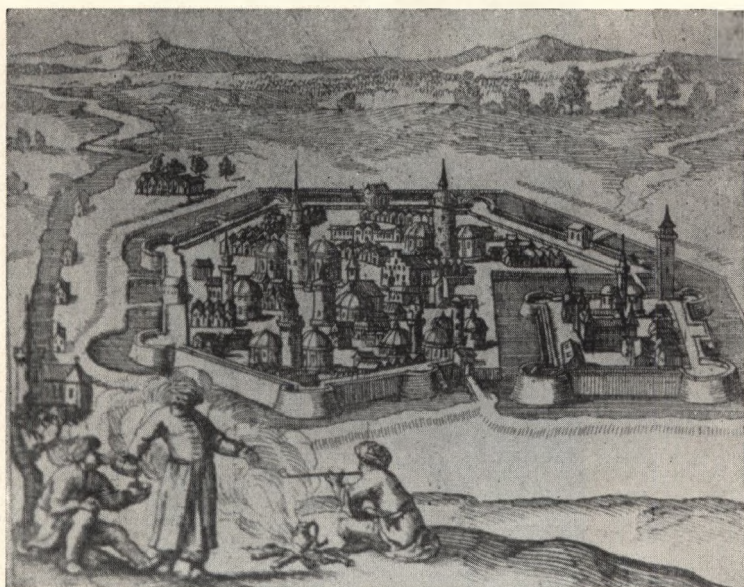
Die ungarische und deutsche Bevölkerung schlossen sich mit der Zeit immer näher zusammen. Die Raitzen wurden völlig ausgeschaltet, mussten aus der Stadt ziehen und sich weit ausserhalb der Stadtmauern ansiedeln. Der äussere und innere Wiederaufbau setzte im Zeichen des abendländischen Geistes ein. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schmiedete Bischof *Georg Klimó* grosszügige Pläne über die Gründung einer Universität und eines astronomischen Institutes, und schuf 1774 die erste öffentliche Bibliothek des Landes. Von ihm wurde auch eine Papierfabrik an dem *Tettye-Bach* gebaut und die Gründung einer Buchdruckerei unterstützt.

Im Jahre 1780 wird die Stadt nach langem Zögern auf Grund alter Privilegien zur königlichen Freistadt erhoben. Bischof *Baron Ignaz von Szepessy* legt den Grund einer juristischen und philosophischen Hochschule, die das Erbe der ehemaligen Universität übernehmen soll. Prachtige Paläste im Barockstil werden mit geschnitzten Toren und kunstvollen Eisengittern gebaut. In einer bescheidenen Hafnerwerkstatt beginnt *Wilhelm Zsolnay* im Jahre 1854 seine Arbeit, und erreicht in wenigen Jahrzehnten Weltruhm; in der Majolika-Fabrik seiner Erben werden heute rund 1000 Arbeiter beschäftigt. Die Industrie verlässt allmählich die Umgebung des *Tettye-Tales* und breitet sich gegen Osten nach dem Kohlenbecken aus. Der Bergbau beginnt im Jahre 1808. Die *Donaudampfschiffahrtsgesellschaft* erhält 1853 das Privileg dazu; seither wurden 400 Millionen q Kohlen ausgegraben. Über den Umfang des Bergwerkes werden wir erst dann eine richtige Vorstellung haben, wenn wir bedenken, dass die Länge sämtlicher ge-

öffneter Stollen und Minen rund 130 km beträgt. Der Aufschwung der Industrie nimmt stets zu, und auf den sonnigen Bergabhängen blüht gleichzeitig auch die Wein- und Obstzucht empor. Die fortwährende Entwicklung konnte durch Weltkrieg und serbische Besetzung 1919—1921 nur vorübergehend gestört werden. Die aus Pozsony (Pressburg) geflüchtete ungarische Universität wurde im Jahre 1923 in unsere Stadt versetzt und die Leitung der aus Krankenhäusern umgebauten Kliniken von vorzüglichen Kräften der medizinischen Fakultät übernommen. Die ehemalige Rechtsakademie wurde als juristische Fakultät der Universität einverleibt.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass es auch einen Mecsek-Verein gibt, der — einer der ältesten Touristenvereine des Landes — nun seinen fünfzigjährigen Bestand feiert. Er verfügt im Mecsek-Gebirge über wohlgepflegte Gehwege in einer Länge von 30 km, und markiert Touristensteige von über 300 km. Das Gebirge ist eine natürliche Parkanlage der Stadt; Kurhotels, Villen, Aussichtstürme erheben sich darauf. Das Wohlfahrtswesen der Stadt ist gut ausgebaut. Sie besitzt Anstalten für Wöchnerinnen und Säuglinge, Spielplätze und Tagesheime für Kleinkinder. Für die Gesundheit der Schuljugend wird besondere Sorge getragen, die bedürftigen Kinder in öffentlichen Küchen verpflegt. Jungen und Mädchen fahren in mehreren Truppen abwechselnd in den Sommerferien zum Plattensee. Für kinderreiche Familien liess der gegenwärtige Bürgermeister Ludwig *Esztergár* bequeme, moderne Familienhäuser bauen. Gegenwärtig stehen bereits 96 Häuser, weitere 31 werden gebaut. Die Häuser gehen gegen geringe Miete nach 25 Jahren in den Besitz der Familien über. Es gibt Genossenschaften, die für den allgemeinen Wohlstand sorgen, namentlich Anfänger jeder Berufsklasse unterstützen. Die arbeitsunfähigen Alten wohnen in hübschen, kleinen Häusern mit Gärten, die sie nach Möglichkeit selbst bebauen. Der Ertrag dieser Gärten sichert ungefähr den Lebensunterhalt der kleinen Gemeinde der Alten.

Unsere Stadt liegt an der Grenzzone der abendländischen Kultur. Ihre Sendung war in der Geschichte stets diese zu schützen und zu verbreiten. Eine Fülle von Denkmälern in Erz und Stein zeugt dafür, dass sie ihrer Sendung stets unerschütterliche Treue bewahrte. Sie will ihre Aufgabe auch in der Zukunft nach besten Kräften erfüllen.



Stadtbild aus der Türkenzeit



Die Stadt im 17. Jahrhundert

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Madonnenkopf aus der altchristlichen Grabkammer, 3—4. Jb.



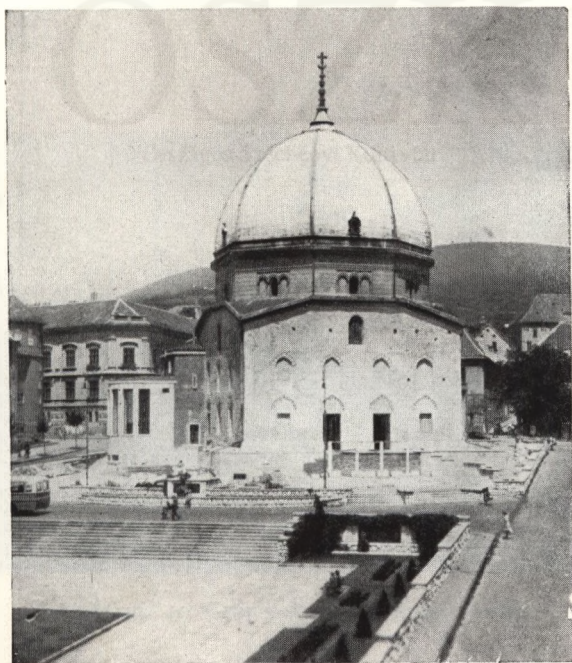
Innenansicht der altchristlichen Grabkammer

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Der Dom an Stelle des altchristlichen Friedhofs



*Pfarrkirche der inneren Stadt, ursprünglich türkischer Tempel,
dessen Teile bei der Wiederherstellung 1939—40 zum Vorschein kamen*



Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár





Torbastei der mittelalterlichen Festung

OSZK



Teilansicht der Gartenstadt für kinderreiche Familien

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

UNGARN UND DIE SCHWEIZ IM SPIEGEL GEISTIGER BEGEGNUNGEN

VON BÉLA DEZSÉNYI

Das enge Eivischtal (Val d'Anniviers), das sich durch die bewaldeten Walliser Alpen, einige hundert Meter oberhalb der Rhône dahinzieht, ist in der Tat eine echt schweizerische Landschaft: im Süden durch den Weisshorn abgeschlossen, wird es durch den in der Mitte herantretenden Kamm des Triftjoches in zwei Teile geteilt und stösst an das Matterhorn. Seitwärts versperrt der Monte Rosa den Ausblick. Im schwer zugänglichen Tal liegen neun Dörfer, deren Einwohnerzahl 5000 Seelen beträgt; sie sprechen eine mit italienisch vermischte Mundart, und ihre körperliche Beschaffenheit ist von der der umgebenden Völker durchaus verschieden. Nach den lokalen Überlieferungen sind es die Nachkommen der Hunnen Attilas, die nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden hier, in dieser abgeschlossenen, Sicherheit bietenden Talenge zurückgeblieben waren; andere dagegen sind der Ansicht, dass es die Nachkommen der abenteuerlustigen Magyaren seien.

Der Wert dieser scheinbar ältesten Fühlungnahme der beiden Völker wurde durch die Wissenschaft stark herabgesetzt. Die Einwohner des Eivischtales sind allem Anschein nach keine Ungarn. Immerhin dürfen wir den Volksglauben nicht geringschätzen, denn auch in anderen Gegenden der Schweiz hält sich die Überlieferung einer hunnisch-ungarischen Abstammung. Die Bewohner des bei Basel liegenden Städtchens Hünningen und des bereits auf elsässischem Boden liegenden Klein-Hünningen halten sich für hunnische Ansiedlungen. Im Wappen Klein-Hünningens steht in blauem Felde, vor einem auf grünem Rasen stehenden weissen Zelt Attila in rotem Mantel, mit dem Zepter in der Hand und einer blauen Mütze auf dem Haupte...

Warum und seit wann sich die Einwohner gewisser Landschaften der Schweiz ihrer hunnischen oder ungarischen Abstammung rühmen, weiss niemand. Doch ist unwiderlegbar festzustellen, dass die ersten zuverlässigen Angaben über die herumstreifenden Ungarn nach der im 10. Jahrhundert erfolgten Landnahme aus der Schweiz stammen, die auch die sympathischen Züge der Magyaren wenn auch nicht

hervorheben, so wenigstens nicht verschweigen. Zur Zeit, als ganz Europa im Bann des gefürchteten und „verfluchten“ neuen Gegners lag und die Völker zu Gott um Hilfe und Rettung vor den Pfeilen der Magyaren beteten, die selbst im französischen Heldenepos an der Seite der Sarazenen gegen *Karl d. Gr.* ziehen, spricht *Ekkehard*, der Chronist des Klosters von Sankt Gallen in seiner Schilderung von ihrem Einfall am 2. Mai 925 auch die den hervorragenden Kriegern gebührende Anerkennung aus. Nach der Flucht der gedungenen Söldnerschar legen die Mönche selbst Panzer an, um sich zu wehren. Sie sind gezwungen Kirche und Kloster dem Feind in überlassen. Allerdings rauben die Ungarn die Kirchenschätze, doch verschonen sie den albernen *Heribald* und tun auch einem anderen Mönch, den sie festnehmen, nichts zuleide. Aus der Erzählung des Mönches *Heribald* geht hervor, dass die Ungarn wohl wilde, doch gemütliche Männer waren, die während ihrer Gelage bei Wein und Liedern auch die frommen Gesänge der Mönche mit anhörten.

Während der 500 Jahre, die dem Abenteuer von Sankt Gallen folgten, wussten die Schweizer und Ungarn nur aus mündlicher Überlieferung von einander. *Johann Kanizsai*, Erzbischof von Esztergom (Gran) (1387—1418) schenkte dem Karthäuserstift in Basel, an dessen Stelle heute ein Waisenhaus steht, herrliche Glasfenster zur Entschädigung und zum Ersatz für die durch die herumstreifenden Ungarn zerstörte erste Kirche in Basel, die an der Stelle des heutigen Münsters stand. Drei Glasfenster sind noch heute erhalten; das grösste stellt den heiligen König *Ladislaus* dar. Engere Beziehungen zwischen der Schweiz und Ungarn bildeten sich jedoch erst im 15. Jahrhundert, als die beiden Staaten gemeinsame politische Interessen einander näher brachten. Um sich für einen entscheidenden Feldzug gegen die Türken den Eroberungsgelüsten *Friedrichs III.* gegenüber freie Hand zu sichern, wendet sich *Matthias Corvinus*, der Sohn des Türkenbezwingers *Johann Hunyadi* mit einem Bundesantrag an *Karl den Kühnen*, Herzog von Burgund, der zu dieser Zeit bemüht war aus seinen deutschen und französischen Feudalstaaten ein starkes Reich zu organisieren. Diese Pläne Karls des Kühnen wurden durch die Schweiz vereitelt. In der Schlacht bei Granson und Murten im Jahre 1476 besiegten die Truppen der verbündeten kleinen Kantone *Karl den Kühnen*, der dann, in der dritten Schlacht gegen die Schweizer, bei Nancy fiel, was den völligen Zerfall seines Reiches zur Folge hatte. Die von ihren Bundesgenossen verlassenen Schweizer hatten ihren Sieg ausschliesslich ihrer Tapferkeit und ihrem Heldenmut zu verdanken. König *Matthias*, dem der Mut der Schweizer wohlbekannt war, warnte

mit seiner ausserordentlichen Scharfsicht bereits vor der Schlacht bei Murten den Verbündeten davor, sich mit diesem unbändigen und unbezwingbaren Volk in einen Krieg einzulassen („cum populo illo indamito insuperabile“). Naturgemäss wendet sich nun die Aufmerksamkeit König Matthias' in erhöhtem Masse den Schweizern zu; am 26. März 1479 schliesst er mit den Eidgenossen ein Freundschaftsbündnis auf zehn Jahre. Zur Ratifikation und zur Ergänzung dieses Abkommens mit einem militärischen Vertrag entsandten die Schweizer einen Ausschuss an den ungarischen Hof. Matthias Corvinus empfing die Gesandten der Eidgenossenschaft in Wien mit grossen Feierlichkeiten, versäumte nicht, sie immer wieder seiner aufrichtigen Freundschaft zu versichern, und sie seiner Gunst und Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Einer der Gesandten, Melchior Russ aus Luzern wurde vom König im Wiener Stephansdom in Anwesenheit der Gesandten des Auslandes mit grosser Pracht und Feierlichkeit zum Ritter geschlagen. „Dann er wölte ouch ein Ritter im Schwitzerland han“ — schreibt Russ in seinem Bericht.

Das Bündnis mit der Schweiz, das mittelbar eigentlich auch den Schutz der christlich-abendländischen Welt gegen die Türken bezweckte, zeitigte bald auch auf kulturellem Gebiet Ergebnisse; für die Schweiz bedeutete das Freundschaftsbündnis mit dem ungarischen König vor allem den Schutz des nach Osten gerichteten Handels. Die blühende Textilindustrie Sankt Gallens z. B. fand unter dem Schutze König Matthias' ein neues und gesichertes Absatzgebiet sowohl in Ungarn als auch in seinen Nebenländern.

Mit dem Tode König Matthias' war es natürlicherweise auch mit dem Bündnis zu Ende. Die militärische Macht der Schweiz wurde durch einige missglückte Unternehmungen, die die territoriale Vergrösserung des Landes bezweckten, geschwächt, während das Reich Matthias' Corvinus nach der unglückseligen Schlacht bei Mohács im Jahre 1526 zum grossen Teil unter die Herrschaft der Türken gelangte. An Stelle der Staatsinteressen trat im schicksalsschweren 16. Jahrhundert eine rein geistige Bewegung, die die Völker beider Staaten einander nahe brachte: die Reformation. Da die von der Schweiz ausgehende Kirchnerneuerung zunächst auf den unter Türkenherrschaft gelangten rein ungarischen Gebieten Anhänger fand, nannten die Anhänger *Kalvins* ihr Bekenntnis „ungarischen Glauben“. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es Matthias *Biró von Déva* († 1546), der sich als erster zur Konfession *Zwinglis* bekannte. *Kalvin* wandte sein Interesse zum ersten Mal im Jahre 1541 Ungarn zu, wo sich seine Lehren zwischen den Jahren 1550—1553 verbreiteten. Als der bedeu-

tendste Vorkämpfer des Kalvinschen Bekenntnisses ist der Prediger von Debrecen Peter *Melius Juhász* zu betrachten, den man den „ungarischen Calvin“ nannte. Am Ende des 16. Jahrhunderts reiste Albert *Molnár von Szencz* nach Genf, um dort Theodor von *Béza* persönlich kennen zu lernen, in dessen Geist er seine Psalmenübersetzungen herauszugeben gedachte. Diese Psalmenübersetzungen Molnárs von Szencz (1607) nehmen in der ungarischen Literaturgeschichte eine hervorragende Stellung ein. Der Einfluss der Reformation auf kulturellem Gebiet zeigte sich bald vor allem im Aufschwung des Schulwesens, sowie durch den entbrannten Religionsstreit in der Verbreitung der Buchdruckerkunst und in der Veröffentlichung zahlreicher, in ungarischer Sprache geschriebener religiöser Kontroversschriften.

Die kulturellen Beziehungen zwischen der Schweiz und Ungarn wurden durch die auf Schweizer Universitäten studierenden ungarischen Jünglinge gepflegt und vertieft. Auf die im Jahre 1560 gegründete Akademie in Genf liessen sich bereits 1566 zwei ungarische Studenten einschreiben. Der eine, der sich Valentinus *Hellopaeus* nannte, liess in Genf sogar einen Katechismus erscheinen. In der Zeit zwischen 1685 bis 1794 studierten in Genf 63 ungarische Jünglinge. Seit dem Jahre 1731 sicherte der Grosse Rat der Stadt jährlich den Unterhalt eines ungarischen Studenten. Solche und ähnliche Stiftungen für reformierte ungarische Studenten gab es auch in Basel, Zürich und Bern. Nach einem aus 1766 stammenden Verzeichnis erhielten in Basel vier, in Zürich drei, in Bern vier, in Genf drei, in Schaffhausen zwei, in Sankt Gallen zwei protestantische Studenten aus Ungarn volle Verpflegung. Nicht selten erhielten die Studenten selbst das Reisegeld von den gastfreundlichen Schweizern.

Auf der Universität Basel studierten seit dem Jahre 1519 bis 1858 insgesamt 277 ungarische Studenten. Einer von ihnen wurde 1617—1618 sogar Professor und Dekan der Universität. Dagegen finden wir in der Zeit zwischen 1798 und 1848 keinen einzigen ungarischen Studenten an der Universität Basel, da die Wiener Behörden die Studienreisen der ungarischen Jugend ins Ausland streng verboten hatten. Zweihundert Jahre nach dem Beginn der Reformation studierten in Basel die drei berühmten Grafen *Samuel*, *Adam* und *Josef von Teleki*. Sie gehören zu den bedeutendsten Ungarn, die ihrer Heimat im 18. Jahrhundert neue Geistesströmungen erschlossen, ohne dabei die gewohnten Wege über Wien zu gehen. Damals waren die beiden Söhne des berühmten Johannes *Bernouilli*, *Johann* und *Daniel* auf der Universität Basel tätig und die für Mathematik begeisterten Grafen besuchten vor allem ihre Vorlesungen. Graf Samuel Teleki, der spätere

Kanzler von Siebenbürgen traf 1760 in Basel ein, wo er mehr als ein Jahr verlebte. Die von ihm hier erworbenen wissenschaftlichen Werke und Handschriften bildeten die Grundlage der unschätzbaren Teleki-Bibliothek in Marosvásárhely. Als Graf Samuel Teleki Basel verliess, wurden ihm Bücher im Gewicht von 26 Zentner nachgesandt. Graf Josef Teleki, der seinem Vetter vorangegangen war, hielt sich bereits 1759 in Basel auf. Der bescheidene, nüchterne, aber vielseitige Aristokrat war stets ein gern gesehener Gast der Baseler Gesellschaft. In seinem Freundeskreise las er zum ersten Mal das in französischer Sprache abgefasste, gegen *Voltaire* und die Enzyklopädisten gerichtete *Essai* vor, das er später auf Anregung seiner Freunde herausgeben liess. Die Schrift erregte in weiten Kreisen grosses Aufsehen und fand auch bei *Rousseau* Beifall. Josef Teleki besuchte *Rousseau* in Montmorency bei Paris, und erhielt dessen Versprechen, die Drucklegung der zweiten Auflage seines Buches zu fördern.

Es kann nicht die Aufgabe dieses bescheidenen Aufsatzes sein, den bis zu den Freiheitskämpfen der Jahre 1848-49 und darüber hinaus zur Geltung kommenden geistigen Einfluss Rousseaus im Rahmen der Beziehungen zwischen der Schweiz und Ungarn eingehend zu behandeln. Als die von der Aufklärung ausgehende und im Liberalismus mündende geistige Bewegung, deren geistiger Anreger eben *Rousseau* war, in ganz Europa Aufnahme fand, konnten von ihr weder die Schweiz, noch Ungarn unberührt bleiben. An der Bekanntschaft und an dem Briefwechsel Rousseaus mit dem Grafen Josef Teleki hatte der reformierte Geistliche von Neuchâtel, der Schweizer *Duvoisin* einen bedeutsamen Anteil. Von den Werken Rousseaus erfreute sich in Ungarn vor allem der Roman „*La nouvelle Heloise*“ einer allgemeinen Beliebtheit; seine Nachwirkung ist an den Dichtungen von Michael *Csokonai Vitéz* und Alexander *von Kisfaludy* klar erkennbar.

Noch ein eigenartiger Zug der Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts ging von der Schweiz aus: die Liebe zur Natur und die Entdeckung der Natur für die Dichtung. Man beginnt auf die von Menschenhand noch unberührte, von Menschen noch nie betretene Natur aufmerksam zu werden. Dichter der Schweiz zunächst preisen die Schönheit der durch ihre düstere Erhabenheit bis dahin Schrecken einflössenden Gebirgswelt. Horace-Benedict *de Saussure*, der Gönner Josef *Péczelis*, des Herausgebers der ersten ungarischen Zeitschrift, war der erste Europäer, der die Spitze des Mont Blanc erklimmte. Im Jahre 1729 schrieb Albrecht *von Haller* in Bern sein bekanntes Gedicht *Die Alpen*. Hallers staatswissenschaftliche Romane wurden auch ins Ungarische übertragen, und besonders als Naturforscher genoss er in Ungarn

allgemeine Hochachtung, wogegen seine Dichtungen nur geringen Widerhall erweckten. Umso grösser war die Begeisterung, mit der die *Idyllen* Salomon Gessners aufgenommen wurden. Dem wirklichkeitsnahen Naturbild Hallers steht bei Gessner eine gekünstelte, pseudogriechische Welt gegenüber. Dass die Zeitgenossen Gefallen daran fanden, erklärt sich aus dem Vergleich der Seelenerlebnisse mit der Schönheit der Landschaft und der Auflösung der menschlichen Gefühle in der Natur. Die Ablösung der Vernunft Herrschaft durch das Gefühl war eigentlich bereits der Grundton der europäischen Vorromantik. Der bedeutendste ungarische Vertreter der über ganz Europa sich verbreitenden Begeisterung für Gessner war Franz von Kazinczy, ein halbes Jahrhundert hindurch die leitende Persönlichkeit der sich erneuernden ungarischen Literatur und der begeisterte Apostel der Sprachreform. Als zwölfjähriger Schulknabe las er zum ersten Male die Schriften Gessners; das bleibende Denkmal seiner früh einsetzenden Schwärmerei für den Schweizer Dichter war die im Jahre 1788 erfolgte erste Ausgabe der ins Ungarische übertragenen *Idyllen*. Um die Übersetzung je vollkommener zu gestalten, begann Kazinczy mit Gessner einen Briefwechsel, und ersuchte ihn auch um Stiche für die neue Auflage. Ausser Kazinczy nahmen in der ungarischen Dichtung auch Michael Csokonai Vitéz, Ladislaus Szabó von Szentjób und viele andere Gessner zu ihrem Vorbild. Das längere Idyll *Der erste Schiffer* wurde im Jahre 1810 in Pest für die Bühne bearbeitet und vertont. Ein Graf Batthyány liess Gessner in seinem Schlossgarten in Körmend 1790 ein Gedenkrelief stellen. Kazinczy wollte auch der Gattin des Idyllendichters ein Denkmal errichten lassen, und es bedurfte des eigenhändigen Schreibens der Witwe, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Die im 18. Jahrhundert ausserordentlich lebhaften Beziehungen zwischen Ungarn und der Schweiz erlitten durch das 1798 erlassene Verbot der österreichischen Regierung, das der ungarischen Jugend den Besuch ausländischer Universitäten strengstens untersagte, einen jähen Abbruch. Aus verschiedenen Aufzeichnungen und Tagebüchern geht hervor, dass die mit den heimischen Verhältnissen unzufriedene Jugend sich nach der Schweiz sehnte. Doch gelang es aus Ungarn vor dem Jahre 1848 nur Franz Liszt längere Zeit in der Schweiz zu verbringen. Seine romantische Liebe brachte ihn im Jahre 1835 nach Genf, wo er am Konservatorium unterrichtete. Sein von Nancy Mérienne gemaltes Bildnis ist noch heute in der Musikakademie in Genf zu sehen.

Die ungarischen Freiheitskämpfe brachten Ungarn der Schweiz wieder nahe. Zur Zeit der europäischen Revolutionen im Jahre 1848 hatte die Schweiz ihre inneren Reformen bereits durchgeführt, so dass durch das engere Bündnis der bis dahin uneinigten Kantone die zentrale Macht befestigt und jeder Einfluss der Grossmächte von vornherein ausgeschlossen wurde. Diese Reformen wurden in der neuen Verfassung von 1848 niedergelegt. Die Schweiz, die sich die Ideen des Liberalismus zugute machte, zeigte auch für den Drang der Ungarn nach Freiheit und Selbständigkeit viel Verständnis. Allerdings verurteilten anfangs die konservativen Zeitungen der Schweiz, deren Ideal die Ordnung und Gesetzmässigkeit war, die Bestrebungen *Kossuths* und seiner Anhänger; dagegen erfreuten sich diese bei der liberalen Partei, insbesondere bei deren Führern *James Fazy* in Genf und *Henry Druet* in Lausanne umso grösserer Volkstümlichkeit. Doch wandte der Eingriff Russlands in den ungarischen Freiheitskampf auch die Sympathie der konservativen Partei der ungarischen Sache zu. Das Verständnis, mit dem die Schweiz den Lebenskampf Ungarns verfolgte, zeigte sich klar im Artikel der katholischen Zeitung *Observateur Genèveois*, die jeden Wert einer Weltordnung absprach, die nur dazu gut sei, die von der Guillotine der Revolution geretteten Völker der Kantschuka der Unterdrückung preiszugeben. Der gleichfalls konservative Schriftsteller *William Rey* aus Genf stellte in seinen Reiseaufzeichnungen seinen Landsleuten die Ungarn der Freiheitskämpfe als Vorbild hin.

Die im Sommer des Jahres 1849 nach Debrecen geflüchtete ungarische Regierung entsandte den Grafen *Theodor Draskovics* als Gesandten nach der Schweiz. Der junge Diplomat fand in Bern warme Aufnahme. Man veranstaltete ihm zu Ehren ein Fackelzug, und die Schweizer ergriffen jede Gelegenheit, um ihre Sympathie für den Gesandten und das Land, das er vertrat, zu bezeugen. Es schien, als wollten sie den Empfang, der den Gesandten der Eidgenossenschaft vor Jahrhunderten an dem Hofe des Königs *Matthias Corvinus* zuteil geworden war, erwidern. Die Presse gemahnte an das mit König *Matthias* geschlossene Freundschaftsbündnis, und forderte einstimmig die Anerkennung des selbständigen Ungarn. Der Plan einer Hilfeleistung musste, da er zu einem Konflikt mit den Grossmächten geführt hätte, leider abgelehnt werden und der Gesandte verliess die Schweiz bereits im August 1849.

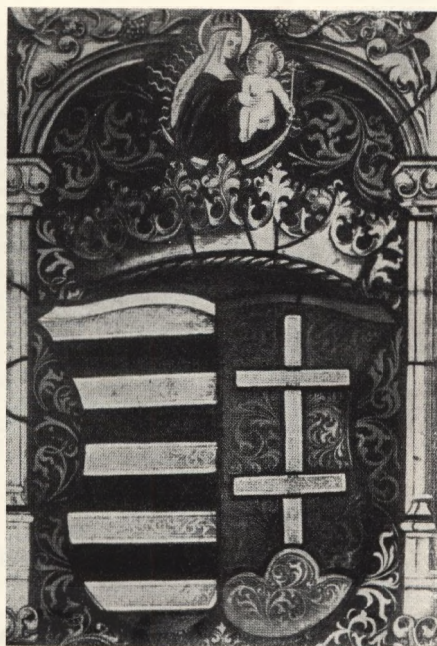
Die gastfreundliche Aufnahme der ungarischen Emigranten in der Schweiz konnte indessen niemand verhindern. In der Unterstützung dieser ging die radikale Partei mit ihrem Führer *James Fazy* an der

Spitze mit gutem Beispiel voran. Der Honvédgeneral Georg von Klapka (1820—1892), der tapfere Verteidiger der Festung Komárom (Komorn), der sich in der Schweiz allgemeiner Beliebtheit erfreute, spricht in seinen Erinnerungen mit dankbarer Wärme über die Aufnahme in der Schweiz. Seine militärischen Erfahrungen wurden von den Genfern zurate gezogen, als es im Jahre 1856 wegen der Neuchâtel-er Frage fast zum Krieg zwischen der Schweiz und Preussen kam. Von den zahlreichen in der Schweiz lebenden Emigranten seien nur die beiden Historiker Michael Horváth und Ladislaus von Szalay erwähnt. Horváth, vorher Bischof von Csanád und Unterrichtsminister der Regierung Kossuths, schrieb seine historischen Werke in Genf, wo sie der Ungar Nikolaus Puky (1806—1887) erscheinen liess. Dieser, gleichfalls ungarischer Emigrant, gründete seine Buchdruckerei im Jahre 1856; eine Zeit wurde auch das amtliche Blatt des Kantons in seiner Offizin gedruckt. Ladislaus von Szalay, der zuerst in Zürich lebte, liess sich mit seiner Familie in Rorschach am Bodensee nieder. Als er im Jahre 1856 mit der deutschen Umarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches des Kantons Wallis betraut wurde, übersiedelte er auf ein Jahr nach Sitten, der Hauptstadt des Kantons. Auch den Entwurf des Strafgesetzbuches wollte man durch ihn abfassen lassen.

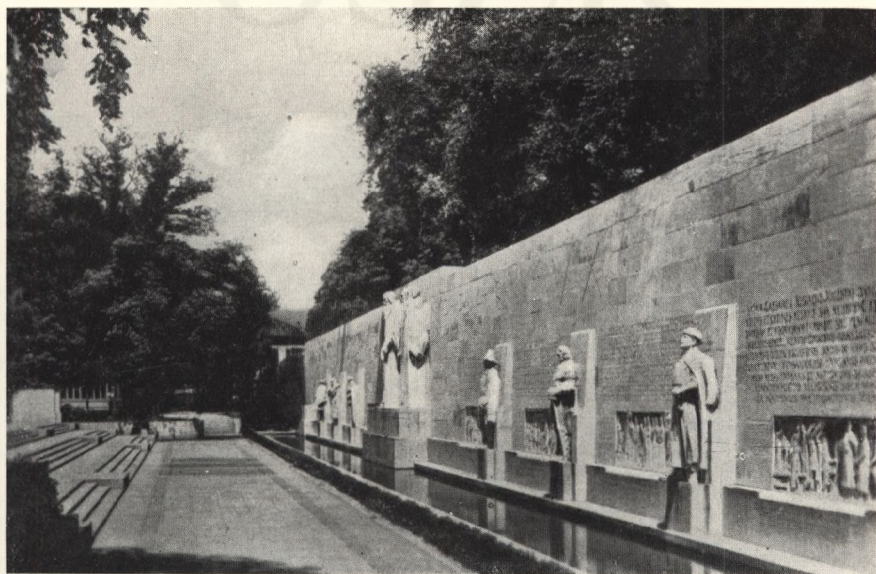
Durch den Freiheitskampf und die ungarischen Emigranten wurde die Aufmerksamkeit der Schweizer auch auf die ungarische Dichtung gelenkt. Der Schriftsteller und Kunstsammler Gustav Revilliod (1817—1890) aus Genf ging darin mit gutem Beispiel voran. Ein gern gesehener Gast des Hauses Revilliod war ausser Georg von Klapka auch Karl Kertbeny, der seine deutschen Übersetzungen der Gedichte Arany's Revilliod widmete. Revilliod selbst übertrug eine Novelle *Jókais* und schrieb auch eine Erzählung mit ungarischem Stoff. Der grosse Denker Henry Frédéric Amiel übersetzte die Dichtungen Petőfi's ins Französische und stand mit dem vielseitigen Literarhistoriker Hugo von Meltzl in Kolozsvár (Klausenburg) im Briefwechsel. Schliesslich sei noch erwähnt, dass der französische Geschichtsschreiber Edouard Sayous (1841—1898), der beste ausländische Kenner der ungarischen Geschichte, in Genf geboren wurde. Die in Genf lebenden Ungarn liessen sein Geburtshaus durch eine Gedenktafel kennzeichnen.

Vom Ende des 19. Jahrhunderts an bewahrten das Andenken an die ehemaligen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Ungarn und der Schweiz zunächst nur mehr Erinnerungen. In Zürich und Genf wurden auf den Häusern, in denen Ladislaus von Szalay und Georg von Klapka gewohnt hatten, Gedenktafeln angebracht. Als im Jahre 1909 in Genf das Reformationsdenkmal errichtet wurde, erhielt neben

UNGARISCHE DENKMÄLER IN DER SCHWEIZ



Ungarisches Wappen, Glasmalerei, Zürich



*Das Reformationsdenkmal in Genf
Rechts die erste Gestalt Fürst Stephan Bocskay,
rechts davon lateinische Inschrift über den Wiener Frieden, darunter Reliefdarstellung des
Landtages von Kassa (Kaschau)*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



*Das Klapka-Haus in Genf, Rue des Paquis 28,
rechts die Gedenktafel*



*Hochfarbstrasse 28 in Zürich,
Wohnhaus des ung. Historikers Szalay in den Jahren 1850—51*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

den vier Hauptgestalten der Reformation auch Fürst Stephan *Bocskay* ein Standbild. Die Grundsteinlegung des Denkmals erfolgte in Anwesenheit der aus 120 Mitgliedern bestehenden Abordnung der ungarischen Protestanten, deren herzlicher Empfang durch Universitätsprofessor *Alexandre Claparède* (1858—1913) und seine ungarische Gattin vorbereitet wurde.

Wieder ist es die in der Schweiz studierende ungarische Jugend, die das Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Staaten weiterpflegt. Neben den berühmten alten Universitäten wird seit dem Jahre 1859 auch die Technische Hochschule in Zürich von ungarischen Studenten besucht. Das Pastorat sichert alljährlich einen Stiftungsplatz für ungarische Studenten. Seit dem Jahr 1927 ermöglichen auch ungarische Staatsstipendien einen Studienaufenthalt in Genf. Im „Alumnat“, dem reformierten Kollegium in Basel gibt es gleichfalls mehrere Stiftungsplätze für ungarische Studenten.

Wir können und dürfen die Tatsache nicht verschweigen, dass nach dem Weltkrieg leider auch die Schweizer Presse sehr wenig Verständnis für das Schicksal des zertrümmerten Ungarn zeigte, ja das Ungartum, der Propaganda der sog. Nachfolgestaaten Glauben schenkend, mit ausgesprochener Feindseligkeit behandelte. Wir wissen wohl, dass dies alles der Augenblicksstimmung, der irreführten öffentlichen Meinung der westlichen Staaten zuzuschreiben war, hatte uns doch die Schweiz ihr wahres Gesicht gezeigt, als sie die ungarischen Kinder unmittelbar nach dem Weltkrieg dem durch die Revolutionen hervorgerufenen Elend entriss und gastfreundlich aufnahm.

Gewiss werden die Wege der Zukunft durch die zwischen beiden Völkern bestehende seelische Verwandtschaft, nicht aber durch die wandelbare Politik bestimmt. Sowohl Ungarn, als auch die Schweiz sind zur Aufnahme neuer Ideen und Gedanken bereit, hatte doch die Erfahrung von Jahrhunderten beide Völker gelehrt, diese mit Verständnis und nüchterner Kritik aufzunehmen: die Schweiz, weil sie durch ihre Lage und Völker Teilhaber der drei grossen europäischen Kulturen geworden war, Ungarn, weil es sich als letztes, nach Osten vorgeschobenes Bollwerk stets als Schutz und Schirm dieser Kultur erwies. So werden beide Völker über die Vergänglichkeit der Interessen und Leidenschaften hinaus auch in der Zukunft den Weg der Freundschaft zueinander finden.

UNGARN IM BLICKFELD EUROPAS

VON AKOS KOCZOGH

Kein Volk lebte in der öffentlichen Meinung und in der Phantasie Europas ein ganzes Jahrtausend hindurch bis auf unsere Tage in so falscher Einstellung, als eben das ungarische. Die Vorstellung von den Hunnen oder Skythen gleichgestellten „Barbaren“, die Entsetzen einflößen und blutdürstige Menschenfresser sind, wurzelt sich immer tiefer und tiefer ein und vererbt sich sogar durch schriftliche Überlieferung. Das im 10. Jahrhundert, zur Zeit der ungarischen Einfälle in das Deutsche Reich entstandene Gerücht von den „Barbaren“ lässt die Ungarn im Rolandslied als Teufelsbrut erscheinen und diese Auffassung verbreitet sich durch die Literatur in Gebiete, die der Ungar niemals betrat. Die aus dem Jahre 1147 stammende Reisebeschreibung *Otto von Freising*s ist die erste, von dem althergebrachten Schema etwas abweichende, auf persönlichem Erlebnis beruhende Nachricht über Ungarn. Wir erfahren aus dieser Reisebeschreibung, dass in dem Lande wenige aus Holz und Stein gebaute Häuser zu finden seien, weil das Volk lieber in Zelten wohne. Die Ungarn seien von niedriger Gestalt, tiefliegenden Augen, wildem Aussehen und Gebaren und ihre Sprache sei barbarisch. Am Schluss seiner Reisebeschreibung gibt Otto von Freising seiner Verwunderung Ausdruck, warum Gott einem Volk, solchen Ungeheuern, wie die Ungarn, ein so prächtiges Land schenke. Diese Auffassung erhielt sich bis zum 16. Jahrhundert und wir dürfen leider behaupten, dass sie sich wesentlich selbst bis zum heutigen Tage kaum änderte. Europa hat das Ungartum sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart von sich selbst ausgehend, mit eigenem Massstab messend, eigenwillig beschuldigt oder verteidigt. Es betrachtete das Ungartum — indem es die volkliche Eigenart, die urtümlichen und eigenständigen Eigenschaften, den inneren Wert dieser östlichen Rasse ganz ausser Acht liess, — vom Standpunkt seiner eigenen Kultur aus. Der daraus sich ergebende Vergleich entbehrte jeder Sachlichkeit, da Europa die Tatsache, dass dieses Volk unwiderruflich und endgültig anders ist, einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollte und bemüht war, es nach seinem Ebenbild zu gestalten und umzuformen, anstatt es so zu nehmen, wie es eben ist.

Im 16. Jahrhundert lockten die Türken alle Abenteuerlustigen und Neugierigen nach Ungarn; das Land wird zur Kriegsschule Europas, wo von nun an die Türken das exotische Element bilden. Ungarn wird nun zum Bollwerk des Abendlandes gegen den neuen Feind. Aber trotz dieser, in ganz Europa anerkannten Stellung, hören die Verleumdungen noch immer nicht auf. Dies ist u. a. auch aus dem Tone in einem Schreiben *Macchiavellis* ersichtlich, in dem folgendes zu lesen ist: „Die über alle Massen kampflustigen Bewohner dieses Landes sind nun der Schutz und Schirm Europas und die angrenzenden Skythen (sicher meint er die Türken) fürchten, sie nicht überwinden und nicht weiter vordringen zu können. Die Einbrüche fremder Völker werden stets von den Ungarn und Polen aufgehalten. Die Ungarn sind auch nicht wenig stolz auf diese Rolle, die sie in der Geschichte Europas spielen und behaupten, dass ohne ihre Waffen Italien und die Kirche wiederholt den tatarischen und türkischen Horden zum Opfer gefallen wären.“ Von dieser Zeit an wird Ungarn auf verschiedene Weise als Bollwerk Europas erwähnt: entweder wird dem Ungartum freundschaftliche und verständnisvolle Anerkennung zuteil oder aber werden alle seine Verdienste mit selbstsüchtiger Überlegenheit geleugnet. Zum letztenmal war es gerade der Führer und Reichskanzler *Adolf Hitler*, der anlässlich der Unterzeichnung des Antikominternvertrages die Verdienste des Ungartums als des Jahrhunderte hindurch getreuen Vorpostens der abendländischen Kultur im Tore des Ostens anerkannte und warm hervorhob.

Wohl verbreitete sich die Ansicht *Macchiavellis* über das Ungartum in humanistisch gebildeten Kreisen, doch wussten die unteren Volksschichten auch jetzt nicht viel mehr von Ungarn, als dass es ein gelobtes Land, der Schauplatz langwieriger Kriege und blutiger Schlachten sei. Die öffentliche Meinung Frankreichs beschäftigt sich fast gar nicht mit dem Ungartum, obwohl es in den „Chansons de Geste“ fast dreihundertmal erwähnt wird. England sendet Jäger hieher und deckt einen Teil seines Bedarfes an Edelmetallen aus ungarischen Bergwerken. Söldner, die mit den Schätzen der geplünderten Kirchen das Land reich beladen verlassen, setzen die Verleumdungen fort und sind Verbreiter fürchterlichster Schauergeschichten. Immerhin vernimmt Europa betroffen den Fall Budas (1541) und es scheint, als würde die allgemeine Abneigung endlich weichen. Dennoch dauert die Teilnahme und Sympathie Europas nur ganz kurze Zeit; sie schlägt während des dreissigjährigen Krieges jäh wieder um und eine Unzahl gemeiner Schmähschriften geht bis zur Rückeroberung Budas von Hand zu Hand. So lange das Ungartum stark und tapfer auf der Warte

stehend von Europa die drohende Gefahr fernhielt, war alles gut. Im Augenblick aber, als das schützende Bollwerk stürzte, musste es wieder die schwersten Schmähungen erdulden.

Das 18. Jahrhundert scheint das dem Ungartum allgemein beigelegte Attribut, „halbwilde Barbaren“ verdrängen zu wollen. Im Ausland beginnt man den Kern eines Landes im Bauerntum zu erblicken. In der Wissenschaft ist es *Herder*, der das Interesse für das bisher verachtete und verschmähte Primitive erweckt. Dennoch bedeutet das Primitive in der öffentlichen Meinung Europas noch immer etwas Minderwertiges, Unzivilisiertes, da man unter Zivilisation allgemein die des Abendlandes versteht. Erst nach der Afrikareise *Frobenius'* kam die wissenschaftliche Welt zur Erkenntnis, dass Europa die Kultur nicht monopolisieren darf, da die Eingeborenen Afrikas genau so, wie die europäischen Völker ihre eigenständige Kultur besitzen. Man ging sogar weiter, indem man feststellte, dass nach dem Vorbild der dortigen Kulturkreise in Europa in scheinbar homogenen Kultureinheiten heterogene Bestände zu finden seien.

Während die wissenschaftliche Welt auf diese Weise über Ungarn einig wurde, waren für die Entwicklung der öffentlichen Meinung die Gedichte *Lenaus* massgebend und entscheidend. Lenau hat wohl den stärksten Anteil an der über Ungarn im Ausland verbreiteten romantischen Auffassung. Seit seinen, in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienenen „ungarischen“ Gedichten lässt sich der Ausländer nur schwer davon überzeugen, dass es in Ungarn auch etwas anderes gebe, als eine verlassene Puszta mit Betyaren und Tokajer Wein. Wiederholt wurden die Reisenden misstrauisch gefragt, warum sie eigentlich hierher, in diesen gottverlassenen Winkel der Erde kommen? Das ungarische Tiefland galt eben als das erträumte Land der Freiheit, des Friedens, der Ruhe, der Sorglosigkeit und der gehetzte Mensch des Westens sehnte sich aus der Gebundenheit und Rastlosigkeit des Lebens nach dem freien, friedlichen, harmonisch scheinenden, einfachen Leben. Ungarn fiel das Erbe Amerikas zu. Der Reihe nach erscheinen die geplagten, von Unrast ergriffenen Dichter und Reisenden, die nach Ungarn kommen, um ihrer unerträglichen Einsamkeit und Verlassenheit zu entrinnen. Gerhart *Hauptmanns* Drama, „Einsame Menschen“ bringt den Seelenzustand dieser Art von Menschen zu dichterischem Ausdruck. Sie hofften zuerst in Amerika Trost zu finden und kamen enttäuscht zurück. Was ihnen Amerika nicht bieten konnte, meinten sie in Ungarn zu finden.

Während der Mann des Westens von der Freiheit träumt und für die Puszta, den Csikós und die Luftspiegelungen des Tieflandes

schwärmt, wirft er den Ungarn zugleich vor, dass sie ihre Schätze nicht genügend verwerten. Er vergisst, dass die einzige Lebensmöglichkeit des Ungartums während der Unterdrückung der Habsburger die Passivität war. Die in jahrhundertelangen Kämpfen erschöpfte und zusammengeschmolzene Nation wäre bei der geringsten Aktivität der Übermacht des Herrscherhauses erlegen und endgültig vom Erdboden verschwunden. Dieser nach innen gekehrten, im Stillen tätigen Passivität hat das Ungartum sein Dasein zu verdanken. Aus der Passivität wurde auf diese Weise eine lebenserhaltende und -stärkende Kraft, aus der, unter der herrschenden, landfremden Kultur des Adels die bodenständige, ureigene Volkskultur entspross und in der volkhaften Klassik des 19. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung und Blüte gelangte.

Wir versuchten durch die angeführten Beispiele das der jeweiligen Stimmung einer Zeit entsprechende subjektive Ungarnbild der europäischen Öffentlichkeit zu kennzeichnen. Ob wir nun diese Beispiele oder die romantische Schau eines Victor Hugo, Clemens Robert, Tissot oder anderer heranziehen, das Ergebnis bleibt dasselbe: die herrschende Auffassung über Ungarn ist stets das Spiegelbild der Zeitideen. Es wäre aber falsch zu glauben, dass wir in der Literatur nur romantischen oder kritischen Misswertungen begegnen. Normann z. B. stellt auf Grund eigener Beobachtungen fest (1833), dass der ungarische Bauer mit ausserordentlich schneller Auffassungsfähigkeit begabt und seine angeborene Intelligenz so hoch sei, dass er unter günstigeren Kulturverhältnissen sich rasch über den Bildungsstand der westlichen Stadtbewohner erheben würde. Franz Löher (1874) hebt die Ordnung und Sauberkeit der ungarischen Dörfer im Vergleich mit den Siedlungen anderer Nationen hervor. Dem Fremden fällt das asiatische Gepräge dieser Dörfer und Marktflecken gleich auf. In den theoretischen Werken von heute (E. von Rosenberg: *Brotgeld, Wirtschaftspyramiden und Ackergrosstadt*, Riga, 1935) wird der Typus der Gartenstadt als zukünftiges Ziel des städtebaulichen Bestrebens hingestellt, ohne den Städten des ungarischen Tieflandes, Nagyköros, Kecskemét, Hódmezővásárhely, Debrecen, usw. Beachtung zu schenken, die nach alt-hergebrachten Überlieferungen gebaut, den gesündesten und entwicklungsfähigsten Stadttypus darstellen. In diesen weit ausgedehnt liegenden Ortschaften, deren kumanischer, d. h. östlicher Charakter unleugbar ist, sehen wir durch die Stadtwohnung und das zu ihr gehörende Gehöft den Grundsatz der inneren und äusseren Herberge verwirklicht.

Von Lenau bis Keyserling verging ein Jahrhundert, doch änderte sich Europas Auffassung über Ungarn kaum. Allerdings trägt das Un-

gartum selbst nicht geringe Schuld daran. Vor allem durch die verfehlte Propaganda des Fremdenverkehrs und der Filme, deren Ergebnis es ist, dass Europa den Hortobágy und die Zigeunermusik dem ungarischen Leben gleichstellt, obwohl beide nur mehr abgesonderte Erscheinungen sind, die einer längstvergangenen Welt angehören. Das schöne, freie, unabhängige, ungarische Leben ist weder mit der Zigeunermusik, mit dem Tokajer Wein und lauten Vergnügungen, noch mit den schönen Stickereien und der Puszta identisch. Dies alles wurde erst in dem Augenblick zum Begriff „Ungarn“, als es für den gehetzten, verwirrten Europäer einen Zufluchtsort bedeutete. Im ungarischen Leben ist für die wertvolle Schicht des Volkes, auf der der Fortbestand der Nation beruht, der Csikós und die Zigeunermusik genau so etwas Seltsames und Exotisches, wie für den Ausländer. Wer heute die Geisteshaltung des Ungartums kennen lernen will, darf sie nicht mehr dort suchen, wo sie Keyserling, allerdings mit viel Wohlwollen gesucht hatte. Wir sind nicht mehr „die Nation der Aristokraten“, unser Symbol kann nicht mehr der „Turanische Reiter“ sein und nicht die Zigeunermusik ist es, die unsere geistige Haltung bewahrt. Die Seele des Ungartums ist in den Werken von *Arany* und *Ady* zu finden und in den Trägern seiner Kultur, dieses aus dem Osten mitgebrachten ureigensten Erbes: *dem ungarischen Volk*. Dieses urtümliche Erbe mit seiner Musik, seinen dichterischen Schöpfungen, seiner Bildkunst, seinem Wissen und Können, gleicht in der ganzen Haltung wesentlich und inhaltlich der Kultur Europas, das heisst Mitteleuropas, nur der Form nach ist es anders.

Eine neue Zeit beginnt. Mit dem Neuaufbau Europas setzt auch eine Umwertung überlieferter Werte ein: alte Worte erhalten neuen Sinn. Die neue, im Entstehen begriffene Welt können wir nur mehr in diesem neuen Sinn deuten und erfassen. Auch für das Ungartum sind gewisse Begriffe veraltet: die Freiheit der Puszta erhielt durch die Freiheit der Seele eine ganz andere Deutung, der Frohsinn des Weines wird durch die Heiterkeit der Seele veredelt, anders wirkt nun die Kraft der Passivität und anders die bis jetzt verachtete östlich-„asiatische“ Eigenart. Europa darf das Ungartum nicht mehr mit dem alten Masstab messen; es darf uns nicht mehr nach seinem eigenen Bild beurteilen, da es schliesslich zur Kenntnis nehmen musste, dass wir endgültig und unwiderruflich anders sind. Will die europäische Öffentlichkeit das Ungartum richtig erfassen, so darf sie nicht mehr romantischen Träumen nachgehen und ihnen Glauben schenken, sondern muss den Wert der Wirklichkeit erkennen.

DIE EIGENART UNGARISCHER VOLKSKUNST

VON IRMA GYÖRGYPÁL-ECKERT

„Pusztablut“, „Ungarblut“, Tokajer, Csárdás, Paprika, rote Stiefel sind die selbstverständlichen Attribute eines „echten“ ungarischen „Csikós“, eines Bauern oder seiner Partnerin, sei es auf der Bühne oder auf der Leinwand. Die Blütezeit der grossen Wiener Operette kannte jene Gestalten genau so gut, wie die Filmregisseure unserer Tage.

Bei der Betrachtung dieser Theater- oder Filmfiguren hat man das Gefühl, dass sie Angehörige einer anderen Welt sind, welche herausgerissen aus ihrer natürlichen Umgebung kümmerlich verkommen müssten. Hier liegt aber der Kern unserer ganzen Problemstellung: warum kommt eine ungarische Landschaft mit ihren Menschen, mit ihren Bauernhäusern und Trachten den ausländischen Besuchern als vollkommen fremd und doch sehr oft anziehend vor?

Die Ursache dieser verschiedenartigen Gefühle liegt in dem Janusgesicht des magyarischen Bauerntums, das mit seiner eigenartigen Kultur an der Grenze des Südostens Europas gleichzeitig nach dem Osten und nach dem Westen sieht. Die Industrialisierung hat dieses Gebilde bis heute in seinem Wesen kaum erschüttern können, da fast die Hälfte der Bevölkerung Ungarns ein bäuerliches Leben führt und zwar im Rahmen einer ausgesprochen bäuerlichen Kultur, zu deren Zerspaltung die fremden Einflüsse einer technisierten Welt noch nicht stark genug waren.

Selbstverständlich findet man unverfälschtes bäuerliches Leben nicht in den grösseren Städten und auch nicht in jenen Dörfern, die als Schaufenster für den Fremdenverkehr ausgestattet sind. Je weiter man sich jedoch von den Hauptverkehrslinien oder Industriezentren entfernt, desto mehr öffnet sich eine Wunderwelt echten Bauerntums. In diesen Siedlungen erlebt man Geschichte, und zwar Geschichte von Jahrtausenden, die in dieser Art und Weise in der Schule gar nicht gelehrt wird. Hier erlebt man als handgreifliche Realität, wie sich auf eine ostische Nomadenkultur Schichten des lateinisch-germanischen Mittelalters, der Renaissance und spärlich auch späterer Strömungen gestapelt haben. Hier hat noch ein Getreidebehälter vorgeschichtliche Verzierungselemente erhalten, da hört man eine fromme

Fabel aus dem Mönchslatein des Mittelalters und in einem dritten Dorf entdeckt man auf einer Schürze den Lebensbaum mit Ornamenten der Renaissance oder der osmanotürkischen Kultur. Und wenn jemand Glück hat, noch tiefer in diese eigenartige Lebensweise magyarischen Bauerntums hineinzusehen, so kann er auf dem Gebiete Sitte und Brauch dasselbe erleben. Im Erzählgut mischen sich aus dem Osten mitgebrachte Elemente mit den Märchen des Abendlandes, ebenso wie unter einer dünnen Schicht der katholischen Kirchenlehre vorgeschichtliche Überlieferungen, Reste eines alten finnisch-ugrischen Glaubens schlummern und im Brauchtum auch heute noch oft zum Vorschein kommen.

Aber bleiben wir bei den Gegenständen der Arbeits- und Festtage, die zugleich auch Träger der ungarischen Volkskunst sind und die im Rahmen unserer kurzen Untersuchung noch überblickt werden können, wogegen Sitte, Brauchtum und Erzählgut in ihrer Vielfachheit eine derartige Betrachtung schwer ermöglichen.

Es ist allgemein bekannt, dass das Magyarentum seine Urheimat an der Grenze Europas und Asiens besass, umringt von einer Kette der stammverwandten finnisch-ugrischen Völker, und erst nach langen Wanderungen in Westasien und in Osteuropa seine heutige Heimat eroberte. Das zahlenmässig relativ kleine Stammvolk betrieb eine hochentwickelte Viehzucht, die auch in der neuen Heimat im Donau-becken jahrhundertlang erhalten blieb. An der Wende des ersten Jahrtausends ist diese nomadisierende Lebensweise durch Zwang der lateinisch-germanischen Welt in eine dauernde Ansiedlung übergegangen. Es dauerte Jahrhunderte, bis das Magyarentum eine neue Lebensform im Ackerbau fand und an die Scholle gebunden wurde. Doch sind auch später noch Rückschläge zu beobachten und zwar als im Laufe der Geschichte die Bevölkerung unter dem Zwang der Verhältnisse das alte Nomadisieren fortführen musste; während der 150-jährigen Türkenherrschaft z. B. ist ein grosser Teil der Bevölkerung der ungarischen Tiefebene wieder ausschliesslich zur Viehzucht zurückgekehrt, um sich mit ihrem Vieh ständig vor den Türken retten zu können. Nichts ist natürlicher, als dass die Grundform aller Gebrauchsgegenstände und mit ihnen die ganze Kultur der Magyaren Merkmale eines bewegten Nomadenlebens aufweist, die erst später von Elementen anderer Kulturen befruchtet wurden. Kleine, leichte und möglichst wenige Gebrauchsgegenstände, — viele davon tierischen Ursprungs, — bilden den Stamm des heutigen vielfältigen Hausmobiliars und der bäuerlichen Trachten. Sie sind heute natürlich schon an die äussersten Ränder der völkischen Lebenssphäre des Magyarentums verdrängt

worden, werden aber von Hirten, „Csikósen“, Fischern noch immer behütet. Es ist kein Wunder, dass die schönsten Werke magyarischer Volkskunst, wie z. B. Schiesspulver-, oder Salzbehälter aus Horn, — verziert mit Elementen, die eine enge Verwandtschaft mit denen der späteren Steinzeit aufweisen, — von Hirten Transdanubiens oder Nordostungarns stammen; ebenso bewahren sie auch die ersten Anfänge einer Textilkunst und zwar in der Form von farbigen, applizierten Säumen auf Filzdecken für Pferde oder als Rand des berühmten Csikósmantels.

Man muss sich aber damit abfinden, dass die Reste jener Urkultur des Magyarentums ziemlich spärlich sind und meist nur mit Mühe aus dem Mörtel späterer Schichten herauszuheben sind. Um 1000 n. Ch. herum begann die christlich-lateinische Welt durch germanische Vermittlung ihre Einflüsse auf das Magyarentum intensiver auszuüben. Der alte, heidnische Glaube des Nomadenvolkes wurde zerstört, die Dämonen und Götter waren gezwungen, sich in das Volksmärchen und in das Brauchtum zu flüchten. Die Züge der Fruchtbarkeitsgöttin vermischten sich mit denen der Muttergottes.

Es kamen zwar im Laufe der Zeit immer wieder ostische Einflüsse, so aus dem grossen Byzantinischen Reich und noch später durch die Osmanen, die aber in das mitgebrachte ostische Erbe des Magyarentums spurlos eingeschmolzen wurden.

Während die höheren Schichten mit mehr oder weniger Verspätung die grossen geistigen Strömungen der europäischen Völker miterlebt haben, wurde das magyarische Bauerntum von ihnen nicht berührt. Die heutigen grossen Gegensätze und Klassenunterschiede sind nicht zuletzt auf diese verschiedene Entwicklung zurückzuführen. Der „dumme“ Bauer war eben nicht dumm, er konnte sich bloss mit seiner andersartigen Kultur in der mitteleuropäischen Welt schwer zurechtfinden. Derartige Bestrebungen waren durch die Leibeigenschaft auch streng unterbunden. Erst nach ihrer Aufhebung, in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer grossen Erschütterung und Verschiebung in der völkischen Sphäre. Was die Bauernaufstände und Kriege im Laufe der Jahrhunderte nicht verwirklichen konnten, wurde jetzt erreicht. Durch die soziale Freiheit öffneten sich die Tore vor dem Bauer, die bis jetzt für ihn immer verschlossen waren. Er durfte sich ein grösseres Haus bauen, durfte seine Tracht bereichern und sie schmücken, wie es ihm gefiel und nicht wie es ihm kirchliche und behördliche Vorschriften befahlen.

Gierig stampfte sich dieses Bauerntum einen neuen Weg in die Freiheit. Es wollte alles haben, was jahrhundertlang von ihm nur

bewundert werden durfte. Die Vielfalt und der Reichtum des Hausmobiliars und der Trachten entwickelte sich nach diesem Datum. Bis jetzt bestand die bäuerliche Kleidung aus Leinwand oder aus handgewebten Wollstoffen und Filzen und richtete sich nach Breite und Form des Materials, wodurch eine gewisse Einheit in Schnitt und Ausführung innerhalb des ganzen bäuerlichen Kulturkreises des Magyarentums hervorgerufen worden war. Die Aufhebung der Leibeigenschaft fiel in ein Zeitalter, in dem auch die industrielle Erzeugung Riesen-Schritte nahm und die verschiedensten Textilerzeugnisse für die Bekleidung zur Verfügung standen. Zu dieser Mannigfaltigkeit kamen die örtlichen Einflüsse und die jeweiligen städtischen Moden, die innerhalb weniger Jahrzehnte Tausende von den verschiedensten Volkstrachten in Ungarn ins Leben riefen und die alten Quellen ungeheuer bereicherten.

Die Entwicklung der textilen Künste zeigt den gleichen Weg: Farbe und Mannigfaltigkeit; ein Durchbruch der elementaren Lebensfreude charakterisiert diese Werke. Am meisten haben die Handwebereien ihr altes Wesen bewahrt; bei ihnen hat selbst die Technik wenig Neuerungen erlaubt, höchstens die Farbengebung wurde etwas frischer. Dagegen zeigen die Nadelarbeiten, die von dem Material weniger abhängig sind, eine ungeheuere Bereicherung. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts musste sich die magyarische Bäuerin damit begnügen, die prunkvollen Stickereien auf Adelstrachten und Altardecken zu bewundern, sie selber durfte ihre überlieferten Verzierungs-elemente nur ganz spärlich auf ihrer Tracht oder Ausstattung verwenden. Auch so kam es immer wieder zu Zusammenstößen mit den kirchlichen und weltlichen Behörden. Nach Aufhebung der Schranken kam mit ungeahnter Wucht der tausend Jahre lang zurückgedrängte Trieb nach dem Schönen zum Vorschein. Es hat natürlich einige Generationen lang gedauert bis sich die jetzigen differenzierten Volkskunstarten der einzelnen Gegenden innerhalb des magyarischen Bauerntums entwickelt haben. Ihre Bereicherung und Mannigfaltigkeit geht im allgemeinen parallel mit einer Individualisierung, mit einer Loslösung von der alten bäuerlichen Grundhaltung, die persönliche Initiative innerhalb der Gemeinschaft früher kaum billigte. Und hier liegt auch die grösste Gefahr einer jeden Bauernkunst. Sie ist in noch stärkerem Masse instinktiv, als das Schaffen einer Persönlichkeit der höheren Gesellschaftsschichten und aus diesem Grunde ist sie auch den Einflüssen der Aussenwelt mehr ausgesetzt. Einer bäuerlichen Musterzeichnerin aus der ungarischen Tiefebene ist es völlig gleichgültig, ob sie neben dem Svastik des Neolithikums orientalische

Sonnensymbole, türkische Nelken oder Rosen der Renaissance darstellt. Sie hat sie in ihrer Gesamtheit als Überlieferung geerbt und in den eigenartigen Stil der betreffenden Gegend umgedichtet und in eine Komposition zusammengefasst. Aber mit der gleichen Selbstverständlichkeit übernimmt sie vielleicht in ihren nächsten Werken Elemente eines Textilmusters, die aus den Fabriken des Sudetenlandes stammen und somit zu einem ganz anderen Kulturkreis gehören.

Wir dürfen uns aber nicht in äusserliche Analysierungen der Ornamente einer Bauernkunst verlieren. Ihr Volkstumswert ist in erster Linie nicht durch das Alter oder durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Bestandteile bedingt, sondern vielmehr durch die ursprüngliche Gestaltungskraft, mit der diese Bestandteile von der Einzelpersonlichkeit als lebendiges Erbgut ununterbrochen neugestaltet werden und die bäuerliche Gemeinschaft sie trotzdem als Ausdruck ihres künstlerischen Empfindens anerkennt.

Dem magyarischen Bauern ist es bisher gelungen, das Doppelgesicht seiner Kultur zu bewahren, und damit ererbtes Kulturgut mit einer frischen, dynamischen Gestaltungskraft immer wieder neu zu beleben. Es ist aber eine noch offene Frage, ob er auch weiterhin die wesentlichen Merkmale seines Erbes in jener unmittelbaren Frische erhalten kann, oder ob dieses Erbe der sozialen Entwicklung zum Opfer fallen wird, wie es in den westlichen Ländern so oft der Fall gewesen ist.

WINTERMORGEN

LUDWIG APRILY

*Im Nebel schritt ein Mann.
Es knirschte harsch vereister Schnee im Tann.*

*Der Schleier schwand: die Höhe war erreicht.
Auf dem Gebüsch blitzte kristallner Reif.
Die Meise schwirrt' durch Schneehöhlen am Zweig
und sang, trunken vom Licht, geheimnisreich
zwischen schlafenden Knospen-Dornröschen:
— Befreit, befreit
ist sie gleich, ist sie gleich, ist sie gleich!...*

*Der Mann blickt auf...
Blau wie Azur ein Häher-Fittich huscht,
Schnee fällt herab auf Mantel und auf Hut:
Der Vogel kreischend flog dahin vom Ast
und weisse Schleier wehn herunter sacht.*

*Er wandelt fort:
die Berge strahlten Licht, es sprühte dort
ihm Funken zu ein blitzend Märchen-Hort.*

*Als er dann geht,
wo unten Nebel steht,
kehrt er ins Heim: ein heiterer Asket.*

*Zwei Augen leuchten auf, ihr Blick der spricht:
— Du dunkler Mensch, wo holst du her dies Licht?*

Übersetzt von Andor Komán

DIE WOLFSGRUBE

JOSEF ERDÉLYI

Zigeuner, der in Frost und Nacht
Bist in die Wolfsgrub' jäh gekracht,
Streich deine Geige, streich!
Gen Wölfe hast du keine Wehr,
Die Geige nur, zerbrechlich sehr.
Entweich! Entweich!

Die Grub' ist tief, der Himmel weit.
Was hilft es, ob man flieht und schreit?
Streich deine Geige, streich!
Spiel, spiel, Zigeuner! Hältst du ein,
Wirst du ein Höllenbraten sein.
Entweich! Entweich!

Die Grub' ist dein lebendig Grab.
Kein Stern der Gnade lacht herab.
Streich deine Geige, streich!
Wolfsaugen sind dir Sternenpracht.
Kein andres Licht strahlt durch die Nacht, —
Entweich! Entweich!

Der Wolf ist hungrig! Tu doch schnell
Ein Wunder... oder stirb, Gesell!
Streich deine Fiedel, streich!
Gebären mag dein heiss Gehirn
Ein zaubertöniges Gestirn!
Entweich! Entweich!

Musik, Musik dem Wolf gemacht!
Nicht hör' er, wie sein Wampen kracht!
Streich deine Geige, streich!
Wenn spät auch, kommt der Morgen doch,
Vielleicht gibt es auch Menschen noch,
Die ziehn am End' lebendig noch
Heraus dich aus dem Todesloch.
Entweich! Entweich!

Übersetzt von Friedrich Lám

GLÜCKLICHER BODEN

ZOLTÁN NADÁNYI

Gott ist stark, doch die Erde ist's auch; die Starken, sie werden
liebend geschlagen von Gott. Furchtbar ist jedweder Schlag.
Glücklich die Erde — geschlagen: dies hilft ihr zu mächtigen Kräften:
ballenleich wird diese Macht hoch durch den Schläger gebracht.

Alle die Ebenen sah ich, lugend aus nächtlichem Zuge,
sah, dass die Erde so stark, stark auch unter dem Fluch.
Schleudert die Schätze hinweg, ein Leichtsinn! Ein Wunderland ist es!
Nützlich ist hier jener Fluch, jegliche Strafe Gewinn.

Sucht nicht den Schatten; seht, ob den Weizen der Boden euch spendet?
mästet die Wiese das Vieh? fechst euch die Reben der Berg?
bringen die Bäume uns Früchte? uralter Stammbäume Äste
schaffen die manch tüchtig Herz und manchen tüchtigen Kopf?

Übersetzt von Árpád Guilleaume

Eckpfeiler Ungarn. Diesen Titel trägt ein umfangreicher Aufsatz des *Neuen Wiener Tagblattes* (11. Jan. 1942.) von E. Urbas, der anlässlich des Besuches von Reichsaussenminister von Ribbentrop in der ungarischen Hauptstadt die tiefe Verbundenheit des ungarischen Schicksals mit dem deutschen betont. Wir heben aus dem beachtenswerten Aufsatz zwei Abschnitte hervor: „Mit gleichem Mut wie die ungarischen Regimenter kämpfen heute in der Abwehr des Bolschewismus an deutscher und italienischer Seite auch Rumänen, Kroaten und Slowaken neben den heldenmütigen Finnen und Verbänden anderer europäischer Völker. Was im besonderen unsere ungarischen Verbündeten in diesem Kampfe als stolze Feldzeichen vorantragen dürfen, sind die Lorbeeren, die sie sich schon im letzten Krieg um die Sicherung des deutschen Kulturkreises, mit dem ihr eigener so eng verbunden ist, durch ihre vorbildliche Tapferkeit erworben haben, sowie die Erinnerungen an die siegreich bestandenen Prüfungen und Heimsuchungen äusserer und innerer Natur, durch die sie in den ersten Jahren nach den Versailler Vorortverträgen haben hindurchgehen müssen. Sie haben sich in dieser Epoche wahrhaft als ein Eckpfeiler des europäischen Abendlandes erwiesen. Keiner der bedeutenden Staatsmänner, die aus der ungarischen Nation hervorgegangen sind, von jenen des letzten Jahrhunderts etwa *Széchenyi*, *Deák*, der ältere *Andrássy*, hat die Schwere dieser Aufgabe unterschätzt. Ein Eckpfeiler ist einem stärkeren Druck ausgesetzt als irgendein

anderer Stein in einem Gebäude. Er ruht nicht nur in seiner eigenen Kraft, er hat auch, was viel mehr und sein eigener Zweck ist, zwei auseinanderstrebende Flächen zu verbinden. Das ist eine Aufgabe, zu deren Bewältigung Selbständigkeit ebenso notwendig ist, wie Verständnis für die durch die Verhältnisse gegebenen Abhängigkeiten... Gerade ungarische Staatsmänner haben sich darin sehr oft als Meister gezeit. Wo sie etwa in der Vergangenheit durch herrische Übersteigerung der Eigenständigkeit gegen dieses Gesetz verstossen haben, geschah es nicht zum Vorteil ihrer Nation. Diese Auffassung findet wohl in der Stephansidee, die der heutigen ungarischen Generation besonders teuer und lebendig ist, ihre stärkste Stütze.“

Ungarn — die alte Bastion Europas. Anlässlich der Ungarnreise des Reichsaussenministers von Ribbentrop veröffentlicht die *Württembergische Zeitung, Stuttgart* (11. Jan. 1942.) von ihrem Budapester Vertreter, Franz Riedl unter diesem Titel aufschlussreiche und verständnisvolle Gedanken über das Ungarn und den ungarischen Staat, aus denen wir folgende Sätze hervorheben: „Ungarn stand oft in den schweren Stürmen der Geschichte. Aber was immer über das Land hereinbrach, es beugte sich nicht. Als eines der aus dem Osten vordringenden Völker stellten die über die Karpatenkämme bis zur Mitte Europas gelangten Magyaren zunächst eine Gefahr für die altansässigen Völker dar. An der Unstrut und am Lechfeld wurde ihr nomadischer Reiterdrang

gebrochen, ihre völkische Kraft aber nicht vernichtet, sondern gewandelt, und seitdem steht das Magyarentum und der von ihm begründete und geführte ungarische Staat ein volles Jahrtausend. Die europäischen Völker nannten Ungarn *eine Bastion Europas*, über die die Stürme aus dem Osten hereindrangten und an der sie zerbrachen. Frühzeitig entwickelte sich in Ungarn ein *Sendungsbewusstsein*, das nicht lediglich eigener Grösse diene, sondern ein tiefes *europäisches Verantwortungsbewusstsein* in sich schloss. War dieses Gefühl europäischer Verpflichtung abgeschwächt, dann kamen für Ungarn stets Notzeiten, die dieses Bewusstsein wieder weckten, Ansporn zu restlosem Einsatz wurden, und so wieder eine Erhebung Ungarns mit sich brachten. Alle diese Erhebungen Ungarns aus Schwächezeiten aber erfolgten im Zuge europäischer Aufstiegsbewegungen. Deshalb bekannte sich das wahre Magyarentum in den schicksalsentscheidenden europäischen Zeiten stets schrankenlos zu Europa.“

Deutsches Werk über die Aussenpolitik Siebenbürgens. Das umfangreiche und aner kennenswert sachliche Werk von Maja Depner, *Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg, Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens während des Dreissigjährigen Krieges* (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart) verdient auch von der ungarischen Öffentlichkeit beachtet zu werden. Der Band, der 332 Seiten umfasst, und eine möglichst vollständige Bibliographie der Frage enthält, in der nur einige neueste, dem Ausländer schwer zugängliche Einzeluntersuchungen unbeachtet blieben, erhebt sich durch Gründlichkeit, Umsicht und synthetische Begabung weit über den Stand der Doktorarbeiten. Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste Teil behandelt unter dem Ti-

tel „Das Fürstentum Siebenbürgen im Dreissigjährigen Krieg, dargestellt im Rahmen der deutschen und der europäischen Geschichte“ vor allem eingehend die Aussenpolitik des Fürsten Gabriel Bethlen, seine militärischen und politischen Bündnisse, sowie die diplomatischen Beziehungen Georg Rákóczi, der das aussenpolitische Erbe Bethlens übernahm. Der zweite Teil enthält „Der Aufbau des habsburgischen Donaustaates und der Widerstand Ungarns“ betitelt eine gründliche Untersuchung der ständischen, religiösen und nationalen Frage. Besonders hervorgehoben seien die einführenden Abschnitte des Buches über die Stellung Ungarns und Siebenbürgens in Mittelalter und Renaissance, die Kämpfe 1526—1613 um die Rettung des eigenständigen ungarischen Staates und die Umstände der Entstehung des Fürstentums Siebenbürgen. Kritische Bemerkungen sind diesem vorzüglichen und ernsten Werke gegenüber kaum angebracht; der ungarische Leser nimmt es dankbar zur Kenntnis, dass er in ihm nicht jenen Irrtümern und Entstellungen begegnet, die sich in Werken ausländischer Verfasser über Fragen des Ungarntums leider von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Zweifellos gehört das Werk Maja Depners zu den wenigen wertbeständigen wissenschaftlichen Arbeiten der zwei letzten Jahrzehnte über Ungarn. Wir wollen hoffen, dass Verfasserin ihre Studien zur ungarischen Geschichte fortsetzen wird; sie leistete tüchtige Arbeit, für die ihr nicht nur die ungarische Wissenschaft, sondern auch die ungarische Öffentlichkeit und nicht zuletzt auch Siebenbürgen zu wärmstem Dank verpflichtet sind. Möge das verständnisvolle Buch zur richtigen Erkenntnis Siebenbürgens beitragen, eines Landes, dem einst in der europäischen Politik eine vornehme Stellung zukam.

Entwurf zu einem Bündnis zwischen Deutschland und Ungarn im Jahre 1848. Dieses uns so naheliegende Thema behandelt Olivier von *Öttevényi* in einem vorzüglichen Aufsatz der *Külügyi Szemle* (Aussenpolitische Rundschau), der Monatschrift der *Ung. Aussenpolitischen Gesellschaft* (Januarheft 1942). Verf. berichtet darüber, dass nach der Bildung des ersten unabhängigen ungarischen Ministeriums im Frühjahr 1848, Dionys von *Pázmándy* und Ladislaus von *Szalay* sich im Auftrag der Regierung, ja mit Genehmigung des Palatins Erzherzog *Stephan* sich nach Frankfurt a. M. begaben um dort die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn zu vertiefen und sich vor der Vertretung des Gesamtdeutschums dafür einzusetzen, dass zwischen den beiden Ländern ein Bündnis geschlossen werde. Von den Delegierten kehrte *Pázmándy*, der zum Präsidenten des inzwischen zusammengetretenen ungarischen Abgeordnetenhauses gewählt wurde, bald zurück; *Szalay* blieb allein, gleichsam als Gesandter Ungarns. Der Gedanke des Bündnisses wurde von beiden gesetzgebenden Körperschaften, sowohl der deutschen als auch der ungarischen mit lebhafter Sympathie aufgenommen; ja *Szalay* fand Gelegenheit, seinen Bevollmächtigungsbrief dem damaligen Haupt der Zentralmacht des Deutschen Reiches, Erzherzog *Johann*, feierlich zu überreichen, so dass sich die Aussicht zum Abschluss eines politischen Bündnisses zwischen den beiden Ländern eröffnete. Inzwischen jedoch wurde *Schmerling* zum Aussenminister des Reiches, der es aus formellen Gründen verweigerte, *Szalay* als Gesandten anzuerkennen. Der Plan des Bündnisses scheiterte somit; *Szalay* reiste von Frankfurt ab, floh dann in die Schweiz und veröffentlichte dort die Dokumente dieser höchst bedeut-

samen politischen Aktion, die wir heute, da wir dem Grossdeutschen Reiche gleichfalls als Verbündete zur Seite stehen, besonders zeitgemäss empfinden.

Mozart und Ungarn. Ein hübsches, lebendig geschriebenes, mit Bildern reich ausgestattetes Büchlein gab im Verlag *Officina* der verdienstvolle Musikschriftsteller *Eduard Sebestyén* unter diesem Titel heraus. Es erzählt die mannigfachen Beziehungen des Tonichters zum Ungartum von dem ersten Auftreten des Schülers in einem Drama mit ungarischem Stoff und seinem Konzert in Pressburg, das er als Wunderkind vor ungarischen Magnaten gab. Sodann schildert Verf. das Verhältnis des Komponisten zu seinen ungarischen Gönnern, die ungarische Bühnengeschichte seiner Opern mit Stimmen der Kritik sowie die Aufnahme seiner Symphonien und Kammerkompositionen in den Konzertsälen. Das Büchlein würde es verdienen, auch in deutscher Sprache herausgegeben zu werden.

Liszts Wiener Konzerte in den Jahren 1838/39. Lebensvolle, höchst persönlich gehaltene Berichte aus dem Tagebuche der Wiener Bankierstochter *Therese Walter* gab in ungarischer Übersetzung, mit Einleitung und Anmerkungen der vorzügliche ungarische Musiker *Béla von Csuka* in einem geschmackvollen Bändchen heraus (Budapest, 1941). *Therese Walter*, die später Gattin des ungarischen Staatssekretärs im Freiheitskriege von 1848—49 *Franz von Pulszky* wurde, hatte noch als Mädchen in der vornehmen Gesellschaft der alten Kaiserstadt reichlich Gelegenheit mit dem grossen Virtuosen in Beziehung zu treten und konnte namentlich auch seinen Konzerten zum Besten der Hochwasserbeschädigten von Pest beiwohnen. In ihren Tagebuchaufzeichnungen bekun-

det sie gesunden Kunstsinn, hohe musikalische Bildung und zeichnet lebensnahe Bildnisse von manchen Persönlichkeiten des damaligen Wiener Musiklebens.

Bismarcks ungarischer Bekannter. Das Budapester Abendblatt *Esti Kurir* veröffentlichte in seiner Weihnachtsnummer 1941 eine beachtenswerte Erklärung von dem dreiundachtzigjährigen Grafen Ludwig *Batthyány*, dem Enkel des Ministerpräsidenten der ersten verantwortlichen ungarischen Regierung vom Jahre 1848 und dem Schwiegersohn des älteren Grafen Gyula *Andrássy*. Der würdige alte Staatsmann begann seine öffentliche Laufbahn bei der Botschaft in Berlin, dem damals wichtigsten Posten der Monarchie. Aus dieser Zeit stammen seine Erinnerungen, die er im Gespräch dem Mitarbeiter der genannten Zeitung mitteilte. Graf Ludwig *Batthyány* hatte das Glück wiederholt *Bismarck* zu begegnen. Wesentlich Neues enthalten seine Aussagen über den grossen Kanzler allerdings nicht, allein auch sie bestätigen die bekannte Tatsache, dass *Bismarck* unerschütterlich an der deutsch-ungarischen Freundschaft festhielt. Die überragende Persönlichkeit des Grafen *Andrássy* erweckte in ihm Achtung auch der Wiener Diplomatie gegenüber, zunächst um Ungarns willen hielt er die Monarchie der Rettung wert, — solche und ähnliche Ansichten *Bismarcks* erhalten nun durch die persönlichen Aussagen eines späten Zeitgenossen Bestätigung. Die Ereignisse der Geschichte werden nicht nur durch diplomatische Akten bezeugt, sondern auch durch lebende Zeitgenossen beglaubigt.

Ungarische Diplomatie, ungarische Diplomaten. Diesen Titel trägt in ungarischer Sprache (*Magyar diplomácia, magyar diplomaták*) das un-

längst erschienene Werk des verdienten Historikers Eugen *Horváth*, der sich seit Jahrzehnten um die Erforschung der politischen Beziehungen Ungarns zu dem Ausland bemüht. Das Buch fasst die Geschichte Ungarns vom Blickpunkt der diplomatischen Beziehungen zusammen. Gewiss wird es auch im Ausland Interesse erwecken, bieten doch die bisher zugänglichen Handbücher der ungarischen Geschichte zunächst nur ein Bild der inneren Entwicklung des Staates. Vor allem erstet dem empfänglichen ausländischen Leser aus dem Buche ein lebensvolles Bild der tausendjährigen Schicksalsgemeinschaft zwischen Deutschtum und Ungartum. Seit der Zeit der Fürsten und des ersten Ungarnkönigs unterhielt das ungarische Volk ununterbrochen Beziehungen zur benachbarten deutschen Nation. Von der ersten bis zur letzten Seite zeugt das Buch davon, dass das Deutschtum dem Ungartum, seitdem sich dieses im Karpatenbecken niederliess bis zu den Wiener Schiedssprüchen, stets bald als Verbündeter, bald als Schicksalsgenosse zur Seite stand. Ausserdem pflegte das Ungartum natürlich seinen jeweiligen Bedürfnissen entsprechend auch Beziehungen zu anderen europäischen Staaten. Gerade dieser Umstand hob die ungarische Nation aus der Reihe der benachbarten kleinen Völker heraus. Der verstorbene ungarische Aussenminister Graf *Stefan Csáky* sagte einmal über das Ungartum: „Kleines Volk — grosse Nation“; dies fühlt auch der Leser des Buches immer wieder, das ihm eine dramatisch bewegte Darstellung der tausendjährigen Beziehungen des Ungartums zu Europa gibt. Die mittelalterliche Grossmachtstellung Ungarns war eigentlich das Erbe der unverwüstlichen Lebenskraft der Nomadenzeit, eine abendländisch-europäische Form des Nomadenstaates. Den sicheren Lebensrahmen

für den Staat vermochte im mittleren Donaubecken nur der dauernde Orientierungssinn und der gesunde Herrscherwille zu festigen. Die Herrschaft der Habsburger liess die Lebensfähigkeit der ungarischen Aussenpolitik allerdings nicht zur Geltung kommen, umso lebhafter wandte sich aber das Ungartum nach der Loslösung der Aussenpolitik zu. Eine neue Diplomatengeneration wurde erzogen, die die noch immer lebendigen Überlieferungen der alten Hungaria betreut.

Der erste ungarische Soldatendichter. Mit dankbarer Freude begrüssen wir die vorzügliche Biographie von Alexander Eckhardt über den Soldatendichter des 16. Jahrhunderts Bálint Balassi, die in der Reihe „Ungarische Dichter“ des *Verlags Franklin-Gesellschaft* erschien. Der Dichter Balassi ist ein kennzeichnender Vertreter der Übergangszeit zwischen Renaissance und Barock. „Er ist der erste Ungar — heisst es in dem Werke Eckhardts —, der all das, was er geschichtlich vertritt, zugleich auch dichterisch zum Ausdruck zu bringen vermag... Inmitten des bunten, farbenfrohen ungarischen Babels, in diesem grossen Zuchtgarten von Sprachen und Völkern und zwischen dem ihm zuströmenden verschiedenen völkischen und übevölkischen Kulturen schuf sich in seinen Werken reinste ungarische Geistesart freie Bahn.“ Balassi trennte sich von der Überlieferung der lateinisch versifizierenden Dichter Ungarns; er wurde der Sänger der von ihrer christlich-abendländischen Sendung leidenschaftlich durchdrungenen Kämpfer der ungarischen Grenzfestungen und zugleich Schöpfer der ungarischen Liebeslyrik. Er veredelte nicht nur die gelehrte Humanistendichtung, sondern entnahm auch dem dichterischen Volksgut soviel, wie kein ungarischer Dichter vor ihm. Ja, sein Le-

benswerk spiegelt auch die volkliche Mannigfaltigkeit der Donaulandschaften wider, indem er ihm deutsche, italienische, türkische, polnische, kroatische, rumänische u. a. Bestände, Themen und Versformen einverleibt. Besondere Aufmerksamkeit verdient die im Ausland wenig bekannte Tatsache, dass Balassi um 1565 längere Zeit in Nürnberg im Hause des Kaufmanns Kötzler lebte, wo ihm — nach einem unlängst gefundenen Brief — ein „praeceptor“ in Gesellschaft anderer ungarischer Studenten die Elemente der lateinischen Rhetorik, die Kenntnis der Werke Ovids und Vergils und die Leitsätze des Lutherschen Katechismus beibrachte. Wie die meisten Zeitgenossen aus Oberungarn, verkehrte auch der Dichter oft in Wien, wo er nach dem Bericht zeitgenössischer Chronisten bei der Krönungsfeier Kaiser Rudolfs mit seinem Hirtentanz grossen Erfolg davontrug. Im Frühjahr 1577 streifte er mit den Truppen Stephan Báthorys um Danzig umher. Gewiss waren diese Einzelheiten für seine Entwicklung nicht entscheidend, dennoch sind sie für die deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen beachtenswert und weit greifbarer, als die deutschen „Einflüsse“, die man früher in den Werken des Dichters entdecken wollte.

Eine neue Biographie Munkácsys. Die umfangreiche, anregende Studie von Zoltán Farkas über das Leben und Schaffen des grossen Kunstmalers, die in der von Dionys Csánky herausgegebenen und von der Kön. Ung. Universitätsdruckerei verlegten Reihe *Magyar Művészeti Írások* („Ungarische Kunstschriften“) erschien, verdient auch vom Blickpunkt der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungartum aus Beachtung. Michael Munkácsy verdankte die Entfaltung seiner Begabung zum

grossen Teil Erlebnissen in wichtigen Mittelpunkt der deutschen Kunst, wenn auch diese Kunst selbst sein eigenes Schaffen nur in geringem Masse beeinflusste. Der in Munkács geborene, in Békéscsaba und Arad erzogene Tischlergeselle begab sich im Januar 1865 nach Wien, wo er bei *Rahl* studierte, dann nach München, wo er Schüler *Alexander Wagners* wurde. 1868 zog er nach Düsseldorf und lebte dort, bis er sich 1871 in Paris niederliess. Die Akademien in Wien und München gaben ihm wenig, umso mehr aber die in den Museen dieser Städte bewahrten Werke grosser Meister, *Rembrandt*, *van Dyck*, *Franz Hals* u. a. m. Nach Düsseldorf zog ihn die Kunst *Knaus'*, der auf die Überlieferungen der akademischen Ateliermalerei bauend dem jungen Künstler eine weit lebendigere Welt erschloss, als die anderen Zeitgenossen. Die entscheidende Wendung in der Kunstentwicklung Munkácsys knüpft sich an seinen Besuch der Weltausstellung in Paris im Jahre 1868 und an seine Bekanntschaft mit der französischen Malerei. Zu der deutschen Kunst jedoch unterhielt der Meister auch nach seiner Übersiedlung nach Paris dauernde Beziehungen. In Düsseldorf entstand sein erstes grosses Werk, und das weltberühmte Bild *Mozarts Tod* zeugt von seinem innigen Einleben in deutsche Geistesart.

Ein deutscher Maler in ungarischem Dienst. Das unterhaltende ungarische Buch des Grafen *Moritz Sándor*, *Az ördöglovás* („Der Teufelsreiter“), das in wenigen Wochen bereits in zweiter Auflage erschien (Verlag *Vajna & Bokor*), enthält die Bilderreihe des deutschen Malers *J. G. Prestel* mit dem Begleittext von *Alexander Lestyán*. Graf *Moritz Sándor* (1805—1878) war Gatte einer Tochter *Metter-*

nichs aus dessen erster Ehe, Mitglied der Akademie der Bildenden Künste in Wien, Ritter des grossherzoglichen Ordens in Weimar, eine führende Persönlichkeit der in Wien lebenden ungarischen Aristokratie und Freund *Széchenyis* und *Wesselényis*. Seine Zeitgenossen nannten ihn nach seinen einzigartigen tollkühnen Reiterproduktionen, in denen die altungarische Reiterkunst fortlebte, nur den „Teufelsreiter“. Von seinen waghalsigen Reiterstücken sei nur erwähnt, dass er von Wien nach Buda (Ofen) in acht Stunden und neun Minuten ritt, mit seinem Gespann wiederholt über die vereiste Donau fuhr und auch bei den Pferderennen im Wiener Prater stets den ersten Preis davontrug. Die Taten des um die ungarische Pferdezucht hochverdienten Aristokraten, der bereits von den Wiener Librettisten seiner Zeit zum Operettenhelden erniedrigt wurde, hielt der Münchener Kunstmaler *Johann Gottlieb Prestel* in Bildern fest. Eine erweiterte Neuausgabe seines berühmten „Albums“ ist der nun erschienene Band, der ausser den Werken *Prestels* auch die Bildnisse *Moritz Sándors* von zwei Wiener Meistern, *Carott* und *Zellenhas* enthält.

Wörterbuch der deutschen Wehrmachtberichte. Ein dringendes Bedürfnis des ungarischen Publikums erfüllt das gediegene Heft von *Dr. Max R. Frey*, *A német véderőföparancsnokság hadijelentéseinek nyelve* („Wortschatz und Satzwendungen zur Übertragung der deutschen Wehrmachtberichte ins Ungarische“), das als Nr. 4. der *Arbeitshefte für den Sprachmittler* im *Pan-Verlag*, *Rudolf Birnbach*, Leipzig erschien. Das Heft, das 48 Seiten umfasst, enthält eine reiche Sammlung deutscher Fachausdrücke und ihrer richtigen ungarischen Übersetzung. Im Anhang teilt Verf. drei Wehrmachtberichte mit, so dass die

Anwendung des Wörterverzeichnisses an diesen Beispielen gleich erprobt werden kann.

Dreizehn ungarische Künstler im München. Auf Einladung der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in München* unternahmen dreizehn ungarische Bildkünstler eine Studienreise nach München. Der bekannte ungarische

Dichter *Lorenz Szabó* fasst in dem Abendblatt *Magyarország* (11. und 13. Febr.) in einem umfangreichen Aufsatz die Erlebnisse dieser Studienreise zusammen, und berichtet über den tiefen Eindruck, den besonders das geistige und künstlerische Leben Münchens, das trotz des dritten Kriegswinters in ungebrochenem Schwung sei, auf die ungarischen Gäste ausübte.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT

Der Berliner Besuch des Präsidenten der U.-D. G. in der deutschen Presse. Bekanntlich verweilte *Andreas von Tasnádi Nagy*, der Präsident der U.-D. G. einer Einladung der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin* Folge leistend mehrere Tage in der Reichshauptstadt, wo er am 16. Januar in der Aula der Friedrich Wilhelm-Universität über das Thema *Der Geist der ungarischen Verfassung* einen Vortrag hielt. Wir haben diesen Vortrag im Februarheft unsere Zeitschrift vollinhaltlich veröffentlicht. Es sei nun mit grosser Freude darauf hingewiesen, dass der Besuch und Vortrag des Präsidenten unserer Gesellschaft auch in der deutschen Presse innerhalb und ausserhalb des Reiches lebhaften Widerhall fand und zu warmen Würdigungen der Tätigkeit der U.-D. G. und ihres Präsidenten Anlass gab. Bereits am 16. Januar berichtet die in Belgrad erscheinende *Donauzeitung* über die Deutschlandreise des Präsidenten der U.-D. G., und fährt dann fort: „Die kulturelle Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Ungarn, die seit langem zwischen einzelnen wissenschaftlichen Institutionen

und auf verschiedenen kulturellen Gebieten in erfreulicher Weise vor sich geht, hat dank dem zwischen Deutschland und Ungarn abgeschlossenen Kulturabkommen und durch die Tätigkeit des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Budapest und der Collegia Hungarica in Berlin, Wien und anderer Einrichtungen, sowie durch die Arbeit der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest, Wien, Berlin und anderen Orten starke Belegung erfahren, doch sind die Möglichkeiten keineswegs ausgeschöpft und harrt der Gesellschaft noch eine starke Vermehrung ihrer Betätigung. Aufgabe der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest ist in erster Linie die Zugänglichmachung deutschen Kulturguts in Ungarn, genau so wie die Deutsch-Ungarische Gesellschaft im Deutschen Reich im Dienste der Bekanntmachung des ungarischen Geistes und Schaffens in breiten deutschen Kreisen steht. Die Budapester Ungarisch-Deutsche Gesellschaft hat überdies als Ziel gesetzt, durch die Monatsschrift *Ungarn* für Ungarn in deutschen Kreisen zu wirken. Durch Herausgabe der im Rahmen der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Buda-

pest durch deutsche Vortragende gehaltenen Vorträge in magyarischer Sprache und weiterhin von Meisterwerken deutscher Dichtung in magyarischer Sprache wendet sich diese Gesellschaft an breite Kreise, die mit dem deutschen Kulturkreis in engere Verbindung treten wollen.“ *Der Völkische Beobachter, Berlin* veröffentlicht am 17. Januar das Bildnis des Präsidenten der U.-D. G., berichtet ausführlich über seinen Empfang durch das Reichspräsidium und die Deutsch-Ungarische Gesellschaft in Berlin, und teilt dann ein Gespräch mit dem hohen ungarischen Gast mit. Zu diesem Gespräch fügt der Berichtersteller eine warme Würdigung der Persönlichkeit des Präsidenten unserer Gesellschaft hinzu: „Exz. von Tasnádi Nagy hat sich auch auf dem Gebiet der Pflege und Förderung des ungarischen Kulturschaffens hohe Verdienste erworben und wurde daher am 1. Januar 1942 zum Präsidenten des Senats für Literatur und Kunst ernannt. In gleichem Masse gilt seine Aufmerksamkeit den zwischenstaatlichen Kulturbeziehungen. Als Frontoffizier des Weltkrieges hat der ungarische Gast in den Jahren 1915 bis 1918 das reiche deutsche Kulturleben und das deutsche Volk kennengelernt und seit dieser Zeit stets für eine Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn gearbeitet, und dass weite Kreise beider Völker den inneren Wert des kulturellen Schaffens des Partners erkennen sollen, ist die Grundlage seiner Arbeit als Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, die im Frühling 1939 gegründet wurde, um die deutsch-ungarischen Kultur- und Freundschaftsbeziehungen zu vertiefen.“ In ähnlich warmem Tonen berichten über den Besuch unseres Präsidenten andere deutsche Blätter, wie die *Berliner Börsen-Zeitung, Kölnische*

Zeitung, Der Neue Tag (Prag) u. a. m., die grösstenteils eine ausführliche Inhaltsangabe des Vortrages über den Geist der ungarischen Verfassung veröffentlichten.

Verhandlungen des Generalsekretärs der U.-D. G. in der Reichshauptstadt. Prof. Dr. Alexander Varga von Kibéd, Generalsekretär der U.-D. G., der den Präsidenten der Gesellschaft auf seiner Deutschlandreise begleitete, blieb auch nach dessen Abreise mehrere Tage in der Reichshauptstadt, wo er bereits begonnene Verhandlungen zum Abschluss brachte. Seine Verhandlungen mit dem Leiter des *Auslandamtes Deutscher Dozentenschaft* Dr. Hans Baatz führten zu dem Ergebnis, den Austausch zwischen jüngeren Kräften der deutschen und ungarischen Dozentenschaft durch Vermittlung einerseits des *Auslandamtes Deutscher Dozentenschaft*, anderseits der U.-D. G. regelmässig auszubauen. Aus diesem Anlass gab das *Auslandamt Deutscher Dozentenschaft* zu Ehren des Generalsekretärs Prof. Dr. Alexander Varga von Kibéd ein Abendessen, an dem der ungarische Gesandte in Berlin *von Sztójay*, der geschäftsführende Präsident der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin *Vizeadmiral Freiherr von Freyberg* und mehrere führende Persönlichkeiten des deutschen wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens erschienen. Der Leiter des *Auslandamtes Deutscher Dozentenschaft* begrüsst den ungarischen Gast und würdigte dessen Verdienste um die Vertiefung der deutsch-ungarischen kulturellen und freundschaftlichen Beziehungen mit anerkennenden Worten. Prof. Dr. Alexander Varga von Kibéd dankte für die Begrüssung und versprach auf dem bisher betretenen Wege unermüdlich fortzuschreiten. Ferner verhandelte der Generalsekretär mit Dr. Kurt Goepel, einem Führer

des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, um die Stipendienaktion der U.-D. G., die dank der Opferwilligkeit Herrn Dr. Erich Lübberts, des Präsidenten der Aktiengesellschaft für Verkehrswesen einen erfreulichen Aufschwung nahm, weiter auszubauen. Schliesslich fand der Generalsekretär Gelegenheit zur eingehenden Aussprache mit Vizeadmiral *Freiherrn von Freyberg*, dem geschäftsführenden Präsidenten der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin sowie mit *Walter Lohmann*, dem Vizepräsidenten der *Vereinigung zwischenstaatlicher Verbände und Einrichtungen*; man einigte sich in den Wegen und Mitteln, durch die die freundschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Ungarn auch angesichts der durch den Krieg bestehenden Schwierigkeiten fortgesetzt und vertieft werden kann. Die Besprechungen mit dem in Berlin verweilenden *Karl Anton Prinz Rohan*, dem Präsidenten der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Wien* und mit *Dr. Erich Lübbert*, dem Gönner und wirksamen Förderer der U.-D. G. in Budapest ergaben eine wertvolle Ergänzung zu dem Programm des Generalsekretärs. Es sei noch erwähnt, dass der Rektor der Technischen Hochschule in Berlin, *Prof. Ernst Storm* zu Ehren des Generalsekretärs der U.-D. G. ein Gabelfrühstück gab. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Verhandlungen des Generalsekretärs der U.-D. G. in der Reichshauptstadt zur weiteren Arbeit der Gesellschaft manche wertvolle Anregungen ergaben und die persönlichen Beziehungen befestigten, die eine sichere Gewähr für den Erfolg unserer zukünftigen Tätigkeit bilden.

Neue Ehrenmitglieder der U.-D. G. Am 5. Februar hielt die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft in Budapest im Delegationsaal des Parla-

mentsgebäudes ihre Jahresversammlung. Nach Erledigung der Tagesordnung wurden von der Generalversammlung in Anerkennung ihrer Verdienste um Ausbau und Vertiefung der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen einstimmig zu Ehrenmitgliedern der U.-D. G. gewählt: *Dietrich von Jagow*, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Reiches in Budapest, *Karl Strölin*, Oberbürgermeister und Ehrenpräsident der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Stuttgart und *Dr. Erich Lübbert*, Präsident der Aktiengesellschaft für Verkehrswesen in Berlin. Wir begrüssen die neuen Ehrenmitglieder der U.-D. G. aufs herzlichste, und ersuchen sie, unsere Arbeit auch weiterhin wirksam zu fördern.

Vortrag von Dr. Bruno Brehm in der U.-D. G. Der bekannte deutsche Schriftsteller, dessen Werke, namentlich seine grosse Romantrilogie über den Zusammenbruch des Habsburgerreiches auch dem ungarischen Publikum wohlbekannt sind, sprach auf Einladung der U.-D. G. am 5. Februar im dichtgefüllten Delegationsaal des ungarischen Parlamentes über das Thema *Russland*. In fesselnder, lebendiger Weise schilderte er seine Erlebnisse während des Weltkrieges und im gegenwärtigen Krieg im Osten, die unheimlichen, von den grössten russischen Dichtern vorausgesagten Gewalten, die sich des russischen Volkes bemächtigten und deren Zerstörungssucht ganz Europa erlegen wäre, wenn Deutschland und seine Verbündeten ihr nicht rechtzeitig heldenhaft entgegengetreten wären. Das Publikum folgte den Ausführungen des Redners mit spannender Aufmerksamkeit und dankte am Schluss mit brausendem Beifall.

INHALT DES MÄRZHEFTES 1942.

Begegnung mit Stefan George. Von <i>Lorenz Szabó</i>	129
Friedrich List in Pozsony (Pressburg). Von <i>Gottfried Fittbogen</i>	133
Siebenbürgische Schlachtfelder. Von <i>Franz Julier</i>	140
Die schicksalsreiche Stadt Pannoniens. Von <i>Paul Zoltán Szabó</i> (mit 4 Bildtafeln und 2 Karten)	149
Ungarn und die Schweiz im Spiegel geistiger Begegnungen. Von <i>Béla Dezsényi</i> (mit 2 Bildtafeln)	161
Ungarn im Blickfeld Europas. Von <i>Ákos Koczogh</i>	170
Die Eigenart ungarischer Volkskunst. Von <i>Irma Györgypál-Eckert</i>	175
Wintermorgen. Gedicht von <i>Ludwig Áprily</i> , übersetzt von Andor Komán	180
Die Wolfgrube. Gedichte von <i>Josef Erdélyi</i> , übersetzt von Friedrich Lám	181
Glücklicher Boden. Gedicht von <i>Zoltán Nadányi</i> , übersetzt von Árpád Guillaume	182

Rundschau

Eckpfeiler Ungarn. — Ungarn, die alte Bastion Europas. — Deutsches Werk über die Aussenpolitik Siebenbürgens. — Entwurf zu einem Bünd- nis zwischen Deutschland und Ungarn im Jahre 1848. — Mozart und Ungarn. — Liszts Wiener Konzerte in den Jahren 1838/39. — Bismarcks ungarischer Bekannter. — Ungarische Diplomatie, ungarische Diplomaten. — Der erste ungarische Soldatendichter. — Eine neue Biographie Mun- kácsys. — Ein deutscher Maler in ungarischem Dienst. — Wörterbuch der deutschen Wehrmachtberichte. — Dreizehn ungarische Künstler in München	183
--	-----

Ungarisch-Deutsche Gesellschaft.

Der Berliner Besuch des Präsidenten der U.-D. G. in der deutschen Presse. — Verhandlungen des Generalsekretärs der U.-D. G. in der Reichshauptstadt. — Neue Ehrenmitglieder der U.-D. G. — Vortrag von Dr. Bruno Brehm in der U.-D. G.	189
--	-----

MITARBEITER DIESES HEFTES :

Lorenz Szabó, Dichter und Schriftleiter; vorzüglicher Übersetzer deutscher Dichter.
Dr. Gottfried Fittbogen †, Historiker und Publizist, Berlin.
Franz Julier, kön. ung. Oberst a. D., militärischer Fachschriftsteller.
Dr. Paul Zoltán Szabó, Privatdozent an der Universität Szeged.
Dr. Béla Dezsényi, Bibliothekar an der Széchenyi-Landesbibliothek des Ungarischen
Nationalmuseums.
Dr. Ákos Koczogh, Assistent an der Universität Budapest.
Dr. Irma Györgypál-Eckert, gew. Sektionsleiterin in dem Internationalen Büro für
Bauerntum und Landwirtschaft in Goslar.

UNSERE DICHTER :

Ludwig Áprily, Gymnasialdirektor, führender Lyriker des siebenbürgischen Ungartums.
Josef Erdélyi, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.
Zoltán Nadányi, Stadtarchivar in Nagyvárad (Grosswardein), bedeutender Lyriker.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

39.738. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttlüködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin K.*: Lakásügy, városéplítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—
10. *Storm E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—
11. *Pukánszky B.*: Mozart. 1942 P 1.—

